

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 37.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. October 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

XI. Band.

**Amy Moss**

oder

**das Blockhaus am Scioto.**

(Fortsetzung.)

22. Kapitel.

Neue Entdeckungen.

1.

Häufig haben Reisende aller Länder und Zonen berichtet von ungeheuren Bäumen, von Wundern ihrer Gattung, doch reicher dürfte wohl schwerlich ein Theil der Erde sein an solchen Baumriesen, als die Urwälder Nordamerikas.

Auch am Ufer des Stromes, an welchem Scowhall lag, stand ein Baum, werth, zu den ersten Größen seines Geschlechts gezählt zu werden. Es war eine Ulme. Sie breitete ihre Zweige aus über eine weite, weite Fläche, nur bedeckt von abgefallenen Blättern, die ein neues, weiches Erdreich bildeten unter der schattigen Wölbung, nur hier und da kleinen Ulmenschößlingen Nahrung gewährend.

Raum war der Tag angebrochen nach jener auf dem Moss verübten Frevelthat, als Gústaloga — denn bei diesem Namen müssen wir ihn noch nennen, bis er einen andern erworben — aus dem Walde auftauchte, und den Thau abschüttelnd, im Schatten jener großen Ulme stand, fürster hinüberblickend nach dem Hause, wo, wie er wußte, Squire Barton wohnte. Er war in sich zu der festen Ueberzeugung gekom-

men, daß der Squire die Entführung der Schwestern veranlaßt.

Gústaloga war überzeugt, daß Barton's Leidenschaft nicht erwidert werde, ja sogar, daß Amy ihn mehr hasse als liebe.

Gleichwohl wußte er, daß Amy, aus einem ihm unerklärlichen Grunde, sich dennoch gebunden fühle, ihr dem Squire gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Andrerseits entging es auch Gústaloga nicht, daß Barton befürchtete, seine Beute könne ihm entschlüpfen, und daß er, sich Amy's Besitz zu sichern, zu Maßregeln seine Zuflucht nahm, welche mit den Begriffen von Ehre nicht vereinbar waren. Um jedoch seinen Argwohn nicht vor der Zeit laut werden zu lassen, hatte er beschlossen, Scowhall allein zu durchspähen, in der Hoffnung, zu erfahren, wie der Squire die schändliche Entführung ins Werk gerichtet.

Gústaloga kannte den Ort zu genau, um nicht der Gefahr sich bewußt zu sein, die ihm aus unvorsichtigem Andringen auf das Haus erwachsen könne. Die Männer, aus denen Barton's Leibgarde und seine nächste Umgebung bestand, waren in der ganzen Gegend durch ihre Schlechtigkeit und Gemeinheit berüchtigt. Der junge Mann beschloß also, keine Vorsichtsmaßregel außer Acht zu lassen, was ihm auch nicht schwer fiel, da die Vorsicht seinem Wesen so fest eingemipft war, daß er schon instinctiv ihr folgte.

Er erinnerte sich, daß bei dem Baum, unter dem er stand, eine Furth durch den Fluß führe, denn von seltsamen Umwindungen gedrängt, hatte er oft schon diese Stelle besucht und zum Hause hinübergeschaut mit Neugier, ja fast mit Sehnen.

Die nach dem Fluß gelegene Front des Hauses konnte er, von dem Dach der Ulme beschützt, deutlich sehen. Im oberen Stockwerk waren 4 Fenster, doch das Erdgeschöß, mit dem Wasser nivellirend, hatte vor den Fenstern eine Art Gitter, dicht bewachsen mit Epheu und andern Schlingpflanzen. Dicht davor zog ein sorgfältig gepflegter Garten sich hin, begrenzt durch einen hohen Plankenzaun.

Zwei große Hunde hatten gewöhnlich in diesem Garten ihren Aufenthalt. Doch heut war kein lebendes Wesen zu erblicken; Gústaloga spähte und lauschte nach allen Seiten; kein Laut, keine Erscheinung störte die tiefe Stille des Ortes. Es war, als habe nie eine Art mit rohem Lärm hier die Waldnymphen erschreckt und aufgeschreckt aus dem heiligen Tempel ihrer grünen duftigen Wohnung.

Noch mehr befremdete es Gústaloga, daß selbst aus den vorderen Theilen des Hauses sich nicht das mindeste Geräusch vernehmen ließ. Scowhall beherrschte eine große Zahl schwarzer und weißer Diener, Aufseher und andre Leute, sie mußten also entweder noch nicht aufgestanden, oder schon sehr früh an die Arbeit gegangen sein.

Durch die Stille ermunthigt, beschloß er den Fluß zu überschreiten, obgleich eben diese Stille ihm unheimlich vorkam. Er konnte nicht begreifen, warum keiner der vielen Diener sich blicken lasse, denn das freilich wußte er nicht, daß allen zu Scowhall gehörigen Leuten es streng unterjagt war, sich nach der Seite des Hauses zu wenden, welche Gústa von der Ulme aus sah.

In diesem Augenblick hörte er hinter sich in einiger Entfernung ein Rasseln im Gebüsch, einen hastigen, ungeduldi-



Harrod und der Mörder seines Weibes. (Seite 287.)

gen Tritt, bald darauf von der linken Seite her Geräusch derselben Art.

Ein seltsames Lächeln flog über Gusta's Gesicht, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß die Nahenden seine Freunde seien, die der gleiche Argwohn hierher geführt.

Dessen ungeachtet unterließ er nicht, die Vorsicht zu üben, die ihm zur andern Natur geworden. Er zog sich in den tiefsten Schatten des Baumes zurück und gab einen leisen Eulenschrei von sich. In den nächsten Minuten hätte auch das feinste Ohr keinen Laut eines menschlichen Trittes vernehmen können, dann aber erklangen die Schritte abermals, und in kurzer Frist traten zwei Männer aus dem Dickicht.

"Gustaloga!" riefen Beide wie aus einem Munde.

"Harvey, Charles!" sprach er, ihnen entgegengehend, leise und bedeutungsvoll.

Die drei jungen Männer drückten einander schweigend die Hände und wechselten forschende, vielsagende Blicke.

"Gustaloga und Harvey," begann endlich Charles Moss, Weiber Hände fassend; "warum seid Ihr hierher gekommen."

"Amy Moss zu suchen," antwortete ruhig Gustaloga.

"Amy Moss zu suchen," wiederholte auch Richard.

"Auch ich, meine Freunde," fuhr Charles fort, "kam her meine Schwester zu suchen. Ich danke Euch — Drei können mehr ausrichten als Einer. — Aber sagt mir, wie kommt Ihr darauf, sie hier zu suchen?"

"Charles," entgegnete Gusta ernst, "es giebt Gefühle im Menschenherzen, die nicht täuschen. Lange schon vermuthete ich, daß der Squire der Urheber alles Unheils sei, welches Euer Haus betroffen. Er nur kann es gewesen sein, der den Neger und den Alligator aus dem Gefängniß entließ, er nur kann jetzt Amy mit ihrer Schwester entführt haben."

"Aber warum?"

"Warum? Habe ich nicht gesagt, daß Amy Moss den Squire nicht heirathen wird?"

"Doch ist sie seine verlobte Braut."

"Sie ist's. — Und dennoch, könnte er sie durch Gewalt oder Schrecken zu einer raschen Vermählung zwingen, so würde er es thun. Dieser Mann ist von Geheimnissen umgeben, die ich ergäuden muß."

"So kommt," drängte Charles mit Ungeflüm. "Ich wünschte ich könnte ihn mit diesen meinen Händen zu Boden werfen. Schon viel zu lange hat er durch sein falsches Spiel mich getäuscht. Ich fürchte, er hat uns Alle schändlich verathen."

Ihre Flinten fassend, ohne weiteren Wortwechsel, gingen die jungen Männer durch den Fluß die Furcht entlang, erreichten ungefährdet das jenseitige Ufer und standen nach wenigen Minuten in dem das Haus umgebenden Garten. Sie lauschten und glaubten flüsternde Stimmen zu vernehmen.

"Weiberstimmen," sprach Charles, "folgt mir."

"Still, still," mahnte Gusta, den ungestümen Jüngling am Arm zurückhaltend. "Langsam und leise!"

Vorsichtig schlich er, den andern vorausgehend, am Hause hin, kaum den Boden berührend, bis er zu der Thür kam. Er legte die Hand auf den Drücker, die Thür war unverschlossen.

"Sie ist unverschlossen," sagte er mit leichtem Schauer, "so ist sie nicht hier."

"Laß uns suchen," erwiderte der Maler; "ich hörte weibliche Stimmen."

Sie drückten auf das Schloß und öffneten die Thür. Im Hause, so weit sie sehen und hören konnten, war keine lebende Seele, obgleich in weiter Entfernung die Hunde von verschiedenen Stellen des äußeren Gehöfts bellten.

Vor unsern Freunden lag ein langer Gang mit vielen Thürnen. Sie öffneten im Vorbeigehen jede einzelne Thür so weit, um das Innere der Zimmer sehen zu können. Sie waren alle reich, ja elegant möblirt, obgleich im Ganzen etwas unsauber, und schienen wie ausgestorben, denn kein lebendes Wesen ließ sich blicken. Am Ende des Corridors angelangt, wollten die jungen Männer eben die Treppe hinaufsteigen, als sie deutlich wieder den Ton aufgeregter Stimmen vernahmen, von einer ganz im Dunkel liegenden Thür ausgehend, die sie vorhin nicht bemerkt. Sie öffneten schnell auch diese Thür, sie führte in Barton's Wohnzimmer. Die Fensterläden waren geschlossen, daher der Raum fast gänzlich dunkel; doch was die jugendlichen Späher am meisten in Erstaunen setzte, war, daß durch eine Oeffnung im Fußboden Licht strömte, und daß aus dieser Oeffnung der Klang der Stimmen emporschallte.

Man unterschied den quengelnden Ton einer Negerin, die zornige Stimme einer Weibin und eine schwache Klage, wie die eines Kindes.

Die unberufenen Zuhörer sahen einander erstaunt an, als forderten sie Erklärung dieses Räthsels, schritten dann unbehörlich vorwärts auf dem mit weichen Teppichen belegten Fußboden des Gemachs bis zur Fallthür und blickten hinab.

2.

Diesen Morgen, kurze Zeit vor Gustaloga's Ankunft in Scowball, war Phöbe, die hübsche Negerin, aufgestanden und hinuntergegangen, ohne einen der vielen Diener zu wecken, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und Launen oblag. Sie war in die Küche gegangen, die im Vorderhause lag, hatte dort einen Teller mit Brodschnitten und Fleisch belegt, und einen Krug mit Wasser gefüllt. Das Alles hatte sie auf ein Präsentirtisch gestellt und war damit nach Barton's Wohnzimmer gegangen, das sie mit dem an ihrem Gürtel hängenden Schlüssel geöffnet.

Bekannt mit der Verlässlichkeit, hatte sie das Brett mit den Speisen und ihre Laterne einstellend auf den Schenkisch gestellt, den Teppich in der Mitte des Zimmers bei Seite geschoben, die Fallthür geöffnet, und war dann ruhig mit den Speisen die Treppe hinabgestiegen, welche in die Keller des Hauses führte.

Diese Keller waren nicht sehr tief, nach der Seite des Flusses nicht einmal unter der Erde, da das Erdreich nach und nach sich gesenkt hatte und zum Garten benutzt worden war. Der ehemalige Keller nach dieser Seite hin blieb indessen immer noch ein fester, stark verwahrter Raum, zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten und zu minder harmlosen Zwecken wohl geeignet. Die Thür dieses Raums öffnete nun die Negerin leise und schaute hinein.

Es war ein langes, niedriges Gemach mit vergittertem

epheubeschatteten Fenster; ungefähr 3 Fuß von der Thür hatte das Gemach eine Abtheilung, aus starken Latten gemacht, welche eben nur weit genug auseinanderstanden, um eine Hand durch zu lassen. In diesen Verschlag trat Phöbe, die Thür lose hinter sich anlegend. Dann öffnete sie eine Art Fenster in der Lattenwand, schob das Brett mit den Speisen nach innen, klingelte und wartete.

Nur spärlich erleuchtete das Licht den Raum, und ließ einen trüben Schein der dunklen, traurigen Scene, zu deren Zeugen die Vorsehung die drei Jünglinge ausersehen.

Es war ein Anblick, welcher wie ein greller Blitzstrahl alle befremdenden Seltsamkeiten im Wesen des Squire erkälte: seine bleiche, gefurchte Stirn, seine Hypochondrie, seine Abneigung gegen Gesellschaft, sein Streben, in seinem Schloß stets allein zu haufen, wo Niemand ihn stören, noch ihn zur Untersuchung ziehen konnte. —

In dem Gemach, oder besser, in dem Käfig, befanden sich zwei Frauen.

Die eine war ein bleiches, zartes, ungefähr 25 Jahr zählendes Weib; bleich wahrscheinlich nur aus Mangel an Luft und Licht, ohne welches der Mensch so wenig gedeihen kann als die Blume, die verschmachtet und stirbt, oder doch ihre Farbe, ihren Duft verliert, wenn sie ausgeschlossen wird von dem Strahl der Sonne. Die junge Frau hatte schöne, interessante Züge, langes gelocktes Haar, weiße Zähne, sanfte Augen, vom Weinen etwas getrübt, und ein so holdseliges, liebevolles und nachgebendes Wesen, als hätte sie nie gefühlt, daß sie das Opfer eines Verbrechers sei.

Es wäre fast eine Unmöglichkeit gewesen, trotz der Wachsamkeit Barton's und seiner Vertrauten, daß im Lauf der Zeit Niemand das Geschrei dieser Gefangenen gehört, wenn sie Geschrei ausgestoßen, aber sie that es nicht. Sie küßte die Hand, die sie schlug, und betete Tag und Nacht für ihren Peiniger.

Sie hatte einige Bücher in ihrem Kerker, vorzüglich Bücher religiösen Inhalts, und da sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, abgeschieden von dieser Welt zu leben, so wandte sie der bessern Welt ihre Gedanken zu; ja sie dankte zuweilen sogar dem Himmel, daß er sie den irdischen Versuchungen entriefft, sie, die einst ein so heitres, fröhliches Kind gewesen. Mit der Kindheit hatte das Glück sie verlassen, und das Leid war an seine Stelle getreten. Sie hatte sich jung vermählt, hatte Kälte, Gleichgültigkeit, Vernachlässigung erfahren, und war endlich aus dem Angesicht der Menschen entfernt und lebend begraben worden.

Dieses zarte, sanfte Wesen war James Barton's Weib. Er hatte Amy Moss gesehen und sie geliebt mit so tiefer Leidenschaft, als seine ausgebrannte Natur zu fühlen vermochte; er hatte wenig oder gar keine Grundsätze, so dachte er denn auch zuerst in den vorborgestehenden Tiefen seiner Seele daran, seiner ihm jetzt lästigen Frau sich durch Mord zu entledigen. Doch wenn er, nach Hause zurückkehrend, das junge, unschuldige Wesen sah, ward dieser Entschluß wieder wankend.

Er brachte also in Umlauf, seine Frau sei sehr krank, dann, sie sei todt, und begrub einen leeren Sarg neben den Gräbern seiner Eltern und den Denkmälern seiner Stiefbrüder.

Die Mutter der einst so glücklichen Helene Jay ahnte nicht, daß ihr Kind lebendig begraben sei und daß die Stelle ihrer Tochter bald durch ein andres Opfer ersetzt werden solle. Hätte nur ein schwacher Schimmer dieses Argwohns Wurzel gefaßt, so würde keine Macht der Erde die Familie Jay zurückgehalten haben, Scowhall zu stürmen, und wäre es durch zehnmal stärkere Besatzung verteidigt worden als die, welche jetzt und stets in seinen Mauern stationirt war.

Das zweite im Kellergemach befindliche Weib unterschied sich von der zuerst beschriebenen sanfter, schlichteren Frau bedeutend. Mit stolz aufgerichteter Haltung stand sie neben der demüthig Gebeugten und warf der Mulattin zugleich mit einem zornigen Blick die rasche, unwillige Frage entgegen:

"Was willst Du?"

"Hier ist Euer Frühstück!" antwortete Phöbe.

"Laß es hier und geh; aber merke und was ich sage: Nimm Dich in Acht. Es wird Rache gefordert für all diese Schandthaten. Dein nichtswürdiger Herr wird bald am Ende seiner Thaten sein."

"Et, nicht doch — bald führt er ein hübsches junges Weibchen heim — ha, ha, ha. — Er ist sehr verliebt in hübsche weiße Frauen."

Kate nahm, ohne auf den Scherz der Negerin etwas zu erwidern, das Frühstück in Empfang, und Phöbe, ärgerlich über die ihr gezeigte Verachtung, wandte sich der Thür zu.

"Ach du mein . . ." war Alles, was sie hervorbringen vermochte, denn Gustaloga stand vor ihr mit flammendem Blick.

"Gieb mir die Schlüssel, schnell!" rief er.

"Mussa Reginald!" schrie das Weib, furchtbar erschrocken, "schont mein Leben, ich will ja Alles bekennen!"

"Freunde, Freunde!" rief Kate, in die Hände klatschend.

"Ja, Freunde sind wir," bekräftigte Gustaloga, aber sagt mir, wer seid Ihr? Bringt die Negerin in Sicherheit," rief er den Freunden zu, seine eigenen Angelegenheiten ganz vergehend im Eifer die armen Gefangenen zu befreien.

"Ich bin das Weib James Barton's," erwiderte das schlichtere Wesen, etwas näher tretend. "Ich bin sein Weib — aber thut ihm kein Leid, ich bitte und hoffe, daß Gott und Menschen ihm verzeihen."

"Wie soll ich das Alles tragen? Wie soll ich es fassen?" rief Gusta. "James Barton verheirathet? Also ist Amy Moss frei — frei, diesen Mann zurückzuweisen, der sie noch im Neß seiner geheimnißvollen Macht gefesselt hält."

Die Negerin erklärte sich bereit, Aufschluß zu geben über Alles, doch Gustaloga's erster Gedanke war Scowhall zu verlassen, ehe es in Haus und Hof lebhaft werde. Er wollte die drei Frauen sogleich mit sich nehmen, da dieselben zur glücklichen Ausführung seines Planes nicht fehlen durften.

Helene sträubte sich ein wenig, in gewissenhafter Besorgniß, das Haus ihres Gatten ohne seine Erlaubniß zu verlassen, doch Gustaloga's Sprache war so gebietend und Kate unterstützte seine Meinung so kräftig, daß Helene endlich nachgeben mußte.

Gustaloga küßte ihre matten Schritte, Charles bot Kate seinen Arm und Harvey bemächtigte sich der Negerin, die, von Schrecken, auch wohl von Gewissensangst erfaßt, keinen Widerstand leistete und ohne Unterlaß erklärte, sie habe nur deshalb eingewilligt, als Werkzeug zu Barton's Verbrechen sich

brauchen zu lassen, weil sie seine Diener und Helfersbelfer gefürchtet; sie selbst haßte den Squire von Grund der Seele.

Mit möglichster Vorsicht verließen die drei Paare das Haus und betraten einen ziemlich bequemen Waldpfad. Ungefähr eine Meile gingen sie ohne Halt zu machen, dann lenkte Gusta etwas vom Wege ab und schlug in Rücksicht auf die zarteren Reisegefährtinnen vor, sich zu lagern und ein Frühstück einzunehmen, wozu er das Nöthige mitgenommen.

Die ganze Gesellschaft willigte mit Vergnügen in diesen Vorschlag.

Helene Barton war im Freien völlig hilflos. Das plötzliche auf sie eindringende Licht, das Treiben der Außenwelt, der Gesang der Vögel, das Wähen der Bäume, die durchs Grün des Waldes blickenden Sonnenstrahlen, alles war ihr neu, und drang so verwirrend auf ihr Gemüth ein, daß sie kaum ihre Gedanken so weit sammeln konnte, die traurige Geschichte ihres Lebens zu erzählen.

Endlich fand sie die Kraft und erzählte.

Das erfrischende Leben des Waldes, die Schönheit der Natur, die Stimmen der Freunde, die ungewohnte, lang entbehrete Freiheit schien, während sie sprach, ihr die Größe des Verbrechens klar zu machen, das Barton an ihr begangen, und dennoch mischte sich keine Spur von Bitterkeit in die Erzählung ihrer herben Leiden und Kämpfe. Die Enttäuschung der drei jungen Männer kannte keine Grenzen, als sie vernahmen, wie Barton seine Gattin jahrelang gefangen gehalten, obgleich alle gleich erfreut waren über die für sie so unbeschreiblich werthvolle Erfahrung, daß der Squire schon verheirathet sei.

"Der unmenschliche Bfsewich!" rief Charles im höchsten Zorn, "und ich war so vertrauensvoll und leichtgläubig, ihn zu meinem Gefährten und Freund zu wählen."

"Ich konnte ihn niemals leiden," sprach Harvey; "nie-

malß."

"Und ich habe ihn stets gehaßt," sprach Gustaloga düster vor sich hin.

"Nein," entgegnete Helene sanft; "Ihr müßt ihn nicht haßen. Er ist freilich kein guter Mensch, doch laßt uns hoffen, daß . . ."

"O, Sie kennen seine Verbrechen nicht zur Hälfte, My-lady" fuhr Gusta fort. Hören Sie mir hier das unglückliche Weib an, und dann werden auch Sie eingestehen, daß Ihre Hand nicht mehr verzeihend in der des Mörders ruhen kann."

"Mörder!" schrie Helene auf —; "nein, nein, es ist kein Mörder!"

"Hören Sie seine Mitschuldige," sprach Gusta mit finstern Ernst, und von ihm aufgefordert erzählte Phöbe nach einigem Sträuben eine Geschichte, so furchtbar, so schauerlich, daß Alle mit Entsetzen zuhörten und erst wieder freundlicheren Empfindungen zugänglich wurden, als die Negerin geendet.

Wenn Sie einen Gatten verloren, so fanden Sie dagegen zwei Brüder," sprach Gustaloga herzlich zu der betäubten Frau. "Doch noch etwas Wichtiges ist zu thun, ehe wir in den friedlichen Pfad ruhigen Wirkens einlenken können. Sage, Phöbe, wodurch fühlt Amy Moss sich an Barton gebunden, obgleich sie ihn haßt?"

Die Negerin beantwortete diese Frage, das Interesse der Zuhörer mächtig, doch in sehr verschiedener Weise erregend.

Folgendes giebt den Inhalt ihrer Erzählung.

3.

Ungefähr ein Jahr vor der Zeit, in welcher sich die jetzt erwähnten Begebenheiten unserer Erzählung bewegen, kam an einem schönen Maimorgen eine junge Dame im Jagdkleide auf einem müthigen Hengst durch den Wald am oberen Scioteufer geritten. Ein Gentleman ritt an ihrer Seite.

"Heut ist ein schöner Tag, Amy," sprach der Herr, "und schöner noch da Sie an meiner Seite sind."

"Es ist ein schöner Tag," bestätigte Amy, bestrebt seinen forschenden Blicken auszuweichen, "und mich freut's, wenn Sie glücklich sind."

"Noch 11 Monate bis zu unserer Hochzeit," fuhr der Squire fort (denn er war es), "eine lange, lange Zeit!"

Sie ritt schnell vorwärts, mit der Reitpeitsche die Blätter von den Bäumen schlagend.

"Ein Jahr vergeht rasch!" antwortete sie mit einem Lachen, das etwas gezwungen klang.

Er biß sich auf die Lippen.

"Für Manche mag ein Jahr allzurach vergehen," sprach er düster. — "Ich fürchte, Amy Moss hat ihre Gefühle in einem Jahre sehr geändert."

"James," fragte Amy jetzt, den Squire ernst und fest ansehend, "habe ich jemals ein Wort gesagt, woraus Sie schließen könnten, ich habe meine Absicht geändert?"

"Niemand," erwiderte James Barton, "aber ich fürchte einen Wechsel Ihrer Neigung. Sie scheinen froh, daß noch eine so lange Zeit zwischen Jetzt und meinem künftigen Glück liegt."

"Ein junges Mädchen, das zu Hause geliebt und gehätschelt wird," fuhr Amy fort, indem sie ihr Pferd abermals zu größerer Eile antrieb, "ist nie sehr geneigt, ihren Namen zu wechseln."

"Aber Sie denken doch noch ihn zu wechseln?" fragte James Barton fast wild.

"Wenn Sie es wünschen," antwortete Amy, vor sich hinblickend in das Grün der Bäume.

"Wenn ich es wünsche?" schrie Barton in fast wahnwitziger Wuth. "Wenn ich es wünsche? Also darauf gingen all ihre Versicherungen und alle Freundlichkeit heraus? Sie heirathen mich nur deshalb, weil Sie es einmal versprochen."

"Ich habe es versprochen, und wenn es gewünscht wird, so werde ich mein Versprechen halten," sprach Amy kalt.

"Was soll das heißen, frage ich," rief Barton in einem Tone, der zum Unglück für ihn von Leidenschaft und Zorn bebte. "Wer hat mir Ihr Herz geraubt?"

"Das ist eine impertinente Frage, Mr. Barton," sagte Amy kalt.

"Sie mag impertinent sein, ich will sie aber beantwortet haben."

"Will?"

"Ja, Amy. Sie haben mir versprochen, mein Weib zu werden, und, so wahr ich lebe, Sie sollen es sein. Diese Ihre fühlbare Kälte hat mir alle Fassung genommen, ich kann nicht

mehr ein Jahr warten. Amy Moss, mein Haus ist nur 4 Meilen weit entfernt, es ist bereit seine Herrin zu empfangen. In zwei Stunden ist der Priester dort, uns zu verbinden.

Bei diesen Worten faßte er den Zügel von Amy's Pferd und jagte mit ihr vorwärts den Waldweg entlang. Amy verlor einen Augenblick alle Herrschaft über sich selbst. "Schurke!" rief sie und gab ihm einen Hieb mit der Reitpeitsche.

Barton murmelte einen leisen Fluch und wich aus. In diesem Augenblick ließ sich Pferdetrappel in der Nähe vernehmen, und Amy stieß einen lauten Schrei aus.

"Hurrah," rief Charles; "bist Du's, Amy?" Barton hielt jetzt sein Pferd an, nahm seine Flinte schußfertig in die Hand und sprach, vor leidenschaftlicher Erregung geisterhaft bleich —

"So wie er nahe kommt, stirbt er!" "Barton," rief das Mädchen in tödtlicher Angst, "sind Sie ein Mörder?"

"So versprich mir —" "Ich will Ihr Weib werden, Barton," sprach Amy mit leiser, doch deutlicher Betonung, "und niemals will ich ein Wort von dieser Scene verrathen."

"Schwören Sie?" "Ich schwöre," antwortete Amy stolz.

"Hierher, Freund!" rief Barton jetzt dem Herbeieilenden zu mit dem Ton vollkommener Heiterkeit und wandte sein Pferd um, Charles entgegen, in dessen Gesellschaft die Verlobten nun ins Blochhaus zurücktritten.

Im Augenblick, da die Drei den Rückweg einschlugen, trat von ihnen ungesehen ein Mann aus dem Gebüsch hervor und schaute ihnen nach.

"n hübsches Geheimniß, das — will mir's hinter's Ohr schreiben. — Ich weite, die Dirn' wird's theuer bezahlen müssen, was sie da gesagt. Wenn er nicht mehr dran denkt, ich will mir's schon merken — er ist ein infam schlechter Kerl, kein Haar besser als Unfernerer."

Mit diesem Selbstgespräch warf der Mann seine Flinte über die Schulter und setzte seinen Weg durch den Wald fort.

4.

Als Harrod sich von seinen Gefährten verabschiedet, wandte er sich der Indianerfährte wieder zu, im Innern seines Herzens über furchtbaren Entschlüssen brütend. Eine Weile hatte der Anblick seines Kindes, dessen Rettung aus den Händen der Wilden, seine Seele für sanftere Regungen gestimmt, doch während der letzten Ereignisse, namentlich während des Scharmützels, das der Befreiung vom Feuerode folgte, hatte er den Mörder Mary's gesehen, der sich durch sein eignes Prahlens als solcher ankündigte.

Diesen Mann hatte er seiner Rache zu opfern beschloßen. Meilenweit wanderte er unermüdet, und fand auch bald die Spur der Indianer, welche verwundet vom Kampfplatz sich fortgeschleppt. Sein Auge belebte sich, da er sah, wie beschwerlich und mühsam ihnen die Flucht geworden. In diesem Augenblick fühlte er sich kräftig genug, es mit wenigstens einem halben Duzend Wilder aufzunehmen.

Nach vielleicht sechsstündigem Marsch zeigten die Fußtapfen sich so frisch, daß er mit größerer Vorsicht seinen Weg fortsetzte. Die Indianer konnten kaum 100 Yards entfernt sein. Er kam über einen Platz, wo seine Fährte gestreut, und zählte hier sieben verschiedene Fußspuren. Diese Zahl schreckte ihn nicht; ja es ward ihm um so leichter zu folgen, da er den letzten ermatteten Nachzügler hinter den Bäumen verschwinden sah.

Geräuschlos wie eine Kage folgte er der erschöpften Kotte, in deren Mitte er bald mit einem grausamen Freudenerschauer den Mörder seines Weibes entdeckte.

Wie seine Gestalt bebte in der Hoffnung naher, endlicher Rache! Er blieb eine Weile stehen, um den Wilden einen kleinen Vorsprung zu lassen, und sich nicht der Gefahr zu frühzeitiger Entdeckung auszusetzen.

Die Indianer, die Nähe ihres unverdähtigen Feindes nicht ahnend, bereiteten Lager für die Verwundeten, wuschten ihre Wunden und verbanden sie mit Blättern und mit Riemen von der Kleidung der Todten.

Hierauf zündeten sie ein Feuer an, um welches gelagert, sie in traurig singendem Ton von den mancherlei Trübsalen und Niederlagen der letzten Zeit erzählten.

Alle stimmten darin überein, daß das Unglück ihres Stammes allein eine Folge sei der Ermordung Mary's, und so sahen sie jetzt mit Tadel und Vorwurf auf den Mann, der die für sie so unheilsschwere That ausgeführt, und Mary mit eigener Hand getödtet.

Der von den Seinigen so bitter beschuldigte Mörder neigte sein Haupt und gab keine Antwort auf alle Vorwürfe. Keine Spur seiner frühern Wildheit, seines Feuers war ihm mehr geblieben, er beschönigte seine That nicht, sondern dauerte sie in tiefstem Herzen, eine bei einem Wilden ganz ungewöhnliche Empfindung, welche allein durch das seinem Stamm widerfahrne Unglück hervorgerufen ward. Er nahm auch nicht Theil an der Unterhaltung der Andern, sondern saß abgesondert und dachte über sein Unglück nach.

Harrod stand nahe genug um das Gespräch der Wilden vernehmen zu können, und ein seltsam neues Gefühl überkam ihn, da er die rohen Gesichter den Tod seines Weibes beklagen hörte. Fast fühlte er sich besänftigt und versöhnt, doch nicht gegen den zitternden Glenden, der allein seitwärts vom Feuer saß.

Seit einer Stunde war es dunkel geworden, und die Indianer hatten diese ganze Zeit hindurch regungslos gelegen, ehe Harrod sich hervorwagte.

Er lehnte nun seine Flinte an einen Baum, nahm aus der Tasche einen langen Lederriemen, zog sein Messer aus der Scheide und trat hinaus auf den freien Platz, ein Bild der Verzweiflung. Er schien das Fleisch gewordene Gespenst des Krieges zu sein, wie er einherkroch, ohne Mittel und Gewissensbisse, mit rache-siedendem Blut und doch so todtkaltem Herzen, ohne Liebe, ohne Erbarmen für seine Mitmenschen.

Auf dem Platze, wo das Feuer gewesen, glimmte die Asche noch ein wenig, und dieser schwache Schimmer, um den versammelt die Indianer, mit den Füßen der Wärme zugelehrt, im Schlafe lagen, war des stillen Jägers Leitstern zu seiner Bluthat.

Der Mord, dieses furchtbarste aller Verbrechen, lauerte im Walde, und kein unschuldigtes Kind, kein treuer Hund war da, die arglosen Schläfer zu warnen.

Harrod suchte mit kaltblütiger Ruhe den Mörder seines Weibes auf.

Er lag, etwas entfernt von den Uebrigen, in ruhelosem, fieberhaftem Schlummer, als ob quälende Träume ihn verfolgten, denen zu entfliehen er umsonst sich anstrebte. Harrod's Gesicht, im Augenblick, da er seinen Feind in seine Macht gegeben sah, glich dem, womit die Künstler den Lucifer malen. Leise legte er sich neben den Schlafenden flach auf die Erde nieder, bemerkend, daß einer der andern Indianer sich regte, also vielleicht erwachte; Harrod athmete kaum. Ein Schritt zu unredlicher Zeit konnte sein Tod sein; denn ward er entdeckt, so war der Kampf gegen sieben, obgleich deren mehrere verwundet, für ihn sehr gefährlich.

Doch Alles blieb still; die Schläfer rührten sich nicht mehr, selbst das Rauschen des Windes und das Flüstern der Bäume war kaum hörbar in dem tiefen Frieden der Nacht. Da erhob sich Harrod abermals, und neigte sich furchtbar und langsam über sein unglückliches Opfer, welches noch immer in unruhigen Träumen sich hin und her warf.

Harrod nahm nun in eine Hand ein Tuch, ballte es zusammen, kniete auf des Indianers Brust und preßte ihm das Tuch in den Mund.

Das Alles war das Werk eines Augenblickes. Der Indianer öffnete die Augen, sah seinen Ueberwinder an, bat jedoch mit keiner Miene um Erbarmen, denn er erkannte ihn.

Im nächsten Augenblick war der Verwundete völlig hilflos. Jetzt wandte sich Harrod zu der Gruppe der andern Indianer, schnitt dem nächsten das Scheitelhaar ab und legte es ihm auf die Brust. Zufrieden mit dieser großmüthigen That ging er, der noch in voriger Nacht alle sieben seiner Rache geopfert haben würde, zurück zu dem Getnebelten, lud ihn auf seine Schultern und schritt mit dieser ungeheuren Last in den Wald hinein.

An der Stelle, wo seine Flinte lehnte, blieb er stehen, löste die Bande von seines Feindes Füßen und hieß ihn vorangehen. Der Indianer schauerte und weigerte sich; denn es war der Weg nach Krähenest, den Harrod eingeschlagen. Dieser setzte ihm den Lauf seiner Flinte auf den Rücken, und so gedrängt, ging der Ueberwundene gesenkten Hauptes den befohlenen Weg.

Sie kamen durch den pfadlos wilden Wald, der Wind begann zu heulen in den nachtschwarzen Kronen der Bäume, über Thal und Hügel, über sumpsige Marschfelder schritten sie, stillten ihren Durst von Zeit zu Zeit aus einer ihren Weg kreuzenden Quelle, hielten jedoch keinen Augenblick Rast. Endlich begann der schwarze Schleier der Nacht sich zu lichten, ein bleicher Schimmer ward am Horizont sichtbar, die Blätter der Bäume flossen nicht mehr in einen dunklen Koloß zusammen, sondern ließen sich unterscheiden nach Gestalt und Farbe, und dann, begrüßt von Myriaden jubelnder Waldsänger, brach der Morgen an.

Harrod stand still und schaute auf die Wüste, die vor ihm lag, auf seine eingekerkerte Hütte, auf die verlassenem Felde, auf das Grab Derjenigen, die sein Leben war. Mit düsterem Blick blickte er den Gefangenen ihm zu folgen. Der Indianer neigte sich und that wie ihm geheißen.

Unter einem Baum ward Halt gemacht. Harrod warf Flinte und Messer zur Erde, und band mit ungeheurer Kraft, welche theilweise nur dem Wahnsinn entsprungen konnte, seinen Gefangenen fest an den Baum.

Hierauf sprach er zum ersten Mal seit dem Morde seiner Gattin.

"Indianer," sagte er, "Mörder! Du stehst an dem Grabe meines Weibes."

"Hu!" rief der Indianer, mit einem Schauer auf den vor seinen Füßen sich erhebenden Hügel blickend.

"Indianer!" fuhr Harrod fort, "Du mußt sterben," und wegte sein Messer.

Der Indianer blickte seinen Feind stolz an; zu sterben verstand er so gut als der weiße Mann, der ihm mit dem Tode drohte.

"Denke nicht, Indianer, ich werde Dich hier gleich auf der Stelle tödten — o nein — vielleicht morgen, vielleicht übermorgen, vielleicht in einer Woche," sprach Harrod mit dem Ausdruck furchtbaren Hasses.

Der Indianer war wie niedergeschmettert durch die schreckliche Aussicht, so lange auf den Tod warten zu müssen, und sein Haupt sank tief auf die Brust hinab.

Harrod setzte sich neben ihn auf den Boden, schloß die Augen und that als ob er schlief.

Aufmerksam beobachtete ihn der Indianer, hob dann den Kopf und machte einen Versuch, seine Bande zu zerreißen.

Im Augenblick stand Harrod an seiner Seite. "Schurke, das dachst du mir, daß Du Lust hättest, auszureißen — aber so rasch geh's nicht. Du bist tüchtig fest gebunden und kannst Dich allein nicht losmachen. Aber Du willst doch, und so ist's wohl das Beste, ich mache Dich gleich auf der Stelle todt."

"Todt?" sprach der Indianer kalt, "großes Blafgesicht machst viel Worte, ist doch eine Memme, ein Weib!"

"Indianer!" fragte Harrod ernst, "hast Du ein Weib?" "Ich habe ein Weib!" erwiderte der Wilde.

"Ach — und des weißen Mannes Augen leuchteten in doppelt grausamer Freude. "Ein Weib! Und Du liebst sie?"

"Sie ist das Licht von Moniwah's Herzen, die Mutter seiner Kleinen," sprach der Indianer gerührt.

"Moniwah," raunte Harrod dem Gefangenen ins Ohr, "nicht wahr, das Leben ist schön?"

"Der Krieger muß allezeit bereit sein zu sterben!" gab der Indianer ruhig zur Antwort.

"Ein indianischer Krieger lügt nicht — hoffe ich, wenn er etwas sagt, so ist es wahr."

"Moniwah hat keine gespaltene Zunge — er ist 'Treuherz' genannt."

"Wenn ich nun sagte: Geh, Moniwah, sieh Dein Weib und Deine Kleinen noch einmal und komme zurück, ehe die dritte Sonne zur Rüste geht — würde Moniwah kommen?" fragte Harrod mit forschendem Blick.

"Moniwah würde am Fuß des Baumes stehen, wenn die dritte Sonne seinen Gipfel berührt."

"Nun, Indianer, so denke ich werden wir uns verständigen," sprach Harrod mit noch größerer Wildheit als zuvor. "Ich höre!"

"Wenn Du willst, kannst Du leben —" sagte der stille Jäger mit lauerndem Blick.

"Nun — sprich —" entgegnete der Gefangene etwas mißtrauisch.

"Sieh, Moniwah, Du tödtetest mein Weib und Kind — geh also zurück ins Lager, bring Dein Weib und Deine Kinder her und geh dann Deiner Wege. — Es soll Gerechtigkeit geübt werden. Ich bin allein — Du wirst allein sein — so sind wir quitt."

"Hund von einem Weifen!" brüllte der Indianer — "tödten — nicht reden!"

"So willst Du nicht, um Dein Leben zu retten, das Deines Weibes und Deiner Kinder hingeben?" fragte Harrod düster.

"Nein!" antwortete der Indianer kalt, fast verächtlich. "Willst Du nicht Dein Weib hingeben?"

"Nein!" rief Moniwah — "tödte mich! — rede nicht!" "Noch fünf Minuten gebe ich Dir zur Entscheidung," sprach Harrod, an allen Gliedern zitternd und sein Messer ergreifend.

"Tödte mich!" rief der Indianer stolz. "Manitou wird sich meines Weibes und meiner Kleinen annehmen!"

"Indianer!" rief Harrod, während glühende Thränen über seine männlichen Wangen rollten, seine ganze Gestalt in mächtiger Rührung erbebt, und sein Gesicht einen würdigen, ja erhabnen Ausdruck annahm — "nie habe ich einen Hirschkäbbitz, der seine Jungen vertheibigte. — Deine Liebe zu Weib und Kind hat Dein Leben gerettet. Geh! Harrod wird keinen Menschen mehr mit kaltem Blute schlachten."

So sprechend schnitt er die Riemen durch, mit denen der Shawnee an den Baum gebunden war, und dieser verstand sehr wohl den Grund dieses glücklichen Wechsels, obgleich er jetzt, da ihm der körperliche Halt fehlte, erschöpft zusammenfiel. Harrod blickte sich und half ihm sich aufzurichten. Einen Moment schwankte er wieder, und fast hätte ein Tropfen des alten Hasses die Gefühle christlicher Liebe abermals vergiftet, als Gustaloga, Harvey und Charles aus dem Dickicht hervorkamen und ihm entgegeneilten. Beim Anblick seiner Freunde gewann das Gefühl des Erbarmens wieder die Oberhand, und er stand auf und ging mit schwachem Lächeln auf den Lippen ihnen entgegen.

Er schüttelte Allen die Hand, hörte dann in gewohntem Schweigen die Erzählung von Amy's und Jane's Entführung an, und nickte mit dem Kopfe, als die Freunde ihn fragten, ob er sie begleiten wolle.

Der Indianer stand jetzt auf und versuchte zu reden. Aller Blicke wandten sich ihm zu.

Tief bewegt, in der bilderreichen Sprache seines Volkes, berichtete er, was sich zugetragen; die Ereignisse der Nacht, Harrod's grausame Ablicht und die plötzliche Umwandlung seiner Gefühle durch des Gefangenen Liebe zu seinen Angehörigen. Alle hörten mit Staunen zu, obgleich die Sinnesänderung Harrod's auf die sie Wege sie kaum überraschte.

Der Shawnee schloß seine Rede mit dem Vorschlag, die Freunde seines großmüthigen Feindes nach dem Ort zu führen, wo Amy und Jane verborgen gehalten wurden. Dieses Erbieten ward jedoch abgelehnt. Man forderte nichts als den Namen des Ortes; diesen nannte der Indianer, und die kleine Gesellschaft machte sich auf den Weg nach dem Froschloch.

23. Kapitel.

Neue Ereignisse. — Beginn der Entwicklung.

Ralph Regin war jetzt in keiner beneidenswerthen Lage. In seinem Hause befand sich als Gefangener ein Mann, dem er bitteres Weh bereitet, während der Wuth, an dessen Festschnürung ihm vor Allem gelegen, sich seiner Haft entzogen hatte. Kate war nicht wieder ins Froschloch zurückgeführt, und Ralph hatte noch keine Nachricht über sie erhalten können. Das Verschwinden des Mädchens, wofür der Mann des Verbrechens sonderbarerweise keine Erklärung finden konnte, machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, wie sich erkennen ließ aus den furchtsamen Blicken, aus der verstörten Miene und aus der immer größeren Vertraulichkeit mit seiner alten Freundin, der Flasche. Gegen Martha war er rauh und mürrisch, da er, mit der gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit der Trunkenbolde, Alles, was von Heiterkeit oder Freundlichkeit in ihm übrig war, nur in Gesellschaft seiner Zechgenossen entfaltetete.

Zuweilen kam Ralph auf den Gedanken, seinen Gefangenen in Freiheit zu setzen, da dessen Gegenwart im Hause seit Ragg's Entweichung gefährlich für ihn werden konnte. Ragg würde keinesfalls unterlassen, die Leute in der Umgegend gegen ihn, den Froschlochwirth, aufzuheizen, und darum hielt dieser es für das Beste, dem Kaufmann sich zu Füßen zu werfen und die Wahrheit ihm zu gestehen. Wie sollte er aber Kate's Abwesenheit vor ihm rechtfertigen?

Zwischen Zweifeln und Entschlüssen hin und her geworfen, von Befürchtungen gequält, deren er durch den Trunk sich zu entschlagen versuchte, lebte Ralph Regin von einem Tag zum andern jetzt ein wahrhaft unglückseliges Leben. Eines Morgens stand er vor der Thür — (seine Zechbrüder saßen in der Stube und tranken) — nachdenkend über sein vergangenes Leben, bedauernd was er Bßes gethan und in die Zukunft blickend mit Unruhe und Beklommenheit. Seine Verbrechen schienen ihn zu verfolgen gleich höllischen Dämonen, mit einer Schnelligkeit, von der er keine Ahnung gehabt.

Plötzlich ward er durch nahendes Pferdetrappel aus seiner Lethargie aufgeschreckt. Er blickte auf und sah wie her Fremde, ein gewandter Reiter, über die Brücke galoppirte. Seine Kleidung bezeichnete ihn als den höhern Klassen angehörig, als einen Gentleman, den indessen Ralph nicht kannte. Seiner Gewohnheit nach vor Allem, was entfernt nach Gefahr aussah, zurückweichend, wollte er auch jetzt instinctmäßig flüchten, doch der Fremde war schon am Fuß der Stiege.

"Ist hier das Froschloch?" fragte er in herrischem Tone. "Zu dienen, es ist's!" antwortete Ralph, an allen Gliedern zitternd.

Der Fremde erwiderte nichts, sondern stieg ab, band sein Pferd an einen Pfahl, und stieg langsam die Treppe hinauf.

Ralph stand wie versteinert, die Sinne drohten ihm zu schwinden; diese Stimme hatte er irgendwo schon gehört.

Er ist's selbst — sprach der Fremde, näher kommend — so wahr ich lebe — Hackett! —

„Sir Charles hier?“ fragte der Wirth, seinen Augen nicht traugend.

„Ja — komm ich zu spät?“ fragte der vornehme Bfse-wicht schnell, da er Ralph's verlegnes Wesen bemerkte.

„Er ist hier drin, aber sie ist fort.“

„Er hier drin? In Eurem Hause?“ fragte Sir Charles hastig weiter, bleicher noch werdend bei der Vorstellung, wie leicht bald seinem Opfer gegenüber zu treten.

„Er ist sicher unter Schloß und Riegel,“ sagte Hackett, sich etwas erholend vom ersten Schrecken.

„Gut!“ fuhr der Fremde fort, tief Athem schöpfend; „aber warum ist sie nicht hier?“

„Das weiß ich so eigentlich nicht. Sie war immer mürrisch die letzte Zeit — ist nicht leicht zu ziehen, die Dirn,“ Sir Charles, das kann ich Ihnen sagen.“

„Seid Ihr allein?“ fragte der Baronet, nachdenklich mit seiner Keitpeitsche auf seine Stiefeln schlagend.

„Sind nur noch zwei drinnen; aber wir können unge-stört sein, Sir, wenn Sie mir was zu sagen haben.“

„Ich habe Euch viel, sehr viel zu sagen,“ erwiderte der Baronet, „und es muß schnell gesagt werden. — Habt Ihr Wein?“

„Wein? — Nein, Sir, der wird hier nicht viel verlangt, aber guten Braantwein hab' ich.“

„Nun, so gib Braantwein. — Kann er uns hören?“

„Nein!“

„Wie erträgt er's?“ fragte Sir Charles im leisen Flü- stern, als fürchte er, die Luft könne seine teuflische Kaltblütig- keit verrathen.

„Er, er macht mir mitunter viel zu schaffen. Heut' ist er aber sehr ruhig. Ich glaub', er verläßt sich auf Ragg.“

„Ragg?“ fragte Sir Charles und schwankte bei dieser neuen Nachricht so, daß er sich an das Geländer halten mußte.

„Er ist hier?“

„Ja!“ antwortete Ralph sehr ernsthaft. — „Er war hier, und war eingesperrt wie der Andre, aber er ist ausgebrochen. Es scheint, er führt immer seine Werkzeuge bei sich.“

„Dieser Mann weiß also den Zusammenhang? Wie kam er dazu?“

„Er ist ein alter Bekannter des Postillons.“

„Ist es denn wirklich so — muß es denn so sein?“ stöhnte Sir Charles dumpf in sich hinein, als er, mit der Hand nach der Thür deutend, den Wirth zum Vorgehen nöthigte. „Ist denn die unvermeidliche Folge des Verbrechens — Verrath und getäuschte Hoffnung?“

Der elende Sünder folgte dem Wirth ins Haus, in dessen Hauptzimmer zwei Männer saßen und tranken. Auf einen Wink Hackett's entfernten sie sich, ebenso verschwanden Mar- tha und die Negerin, welche im Gemach ihrer häßlichen Pflichten gewartet, auf Befehl ihres Herrn, der jetzt eine Fla-sche Braantwein und Gläser vor seinen Gast hinstellte.

Dieser schlürfte einen langen Zug des starken, scharfen Getränks, setzte sich dann auf einen Stuhl in reitender Stel- lung, als wäre er noch zu Pferde, legte die Arme auf die Lehne des Stuhls, schloß in tiefem Nachdenken einige Minuten die Augen und richtete dann seine finstern Blicke auf den Wirth des Froschlochs.

„Hackett,“ sprach er, „vielleicht wäre es besser, wenn die That nie geschehen! — Vielleicht wäre ich glücklicher — doch jetzt ist keine zu spät. Andrew wird eben so wohl den Thäter zu entdecken, als ihn zu bestrafen suchen. Ich mag nicht als ein Schuft vor meinen Freunden stehen, also muß ich vollenden, was ich begonnen, und Ihr müßt mein Werkzeug sein, wie Ihr es gewesen.“

„Ja, Sir Charles? Ich denke, ich habe genug gethan,“ entgegnete Hackett rasch im abwehrenden Tone.

„Nichts habt Ihr gethan!“ sprach Sir Charles mit stolzer Kälte.

„Was? Hab' ich nicht das Mädchen geraubt, hab' ich's nicht hier bei mir behalten?“

„Aber Ihr habt Euch entdecken lassen; der schlaue Fuchs ist überlistet,“ fuhr Sir Charles mit bitterer Ironie fort. „Die Hunde haben den Fuchsbau ausgespiert, und der Jäger ist auf der Spur. Das Messer sitzt Euch an der Kehle — Ihr müßt tödten oder sterben!“

„Ehe ich tödte...“ begann Hackett.

„Keinen Schwur jetzt,“ unterbrach ihn der Baronet — „hört mir zu.“

„Ich höre!“

„Wer hieß Euch meines Veters Rind rauben, Mr. Hackett?“ fragte Sir Charles, den Befragten kaltblütig fixirend.

„Nun, Sie!“ antwortete Hackett wild auffahrend.

„Ich? — Bitte, zeigt mir doch den geschriebenen Befehl!“

„Den hab' ich nicht. — Aber Sie kamen zu mir und sag- ten, ich solle Ihnen bei der Sache helfen.“

„Wo sind Eure Zeugen?“ fragte sarkastisch der Baronet.

„Nun — der Postillon —“ antwortete der Räuber.

„Eure Zeugen sind also Ihr selbst und noch ein anderer Straßenräuber,“ fuhr Sir Charles fort mit dem Ton beißen- der Ironie, welche er mit um so größerer Sicherheit zu brauchen sich erlaubte, da seine Hand unaufhörlich am Griff seiner Pistole spielte.

„Aber, Sie waren doch bei uns!“ schrie Hackett, in ohn- mächtiger Wuth sich das Haar zerrauend.

„War ich bei Euch, wirklich? Ei, Master Hackett, ich habe ein Duzend Zeugen, die beschwören, daß ich vier- zehn Tage mein Zimmer nicht verlassen. Mrs. Brown, die Einzige, die das Gegentheil wußte, ist todt!“

Hackett stöhnte und rang die Hände. Der wohlherzogene, vornehme Bfsewicht hatte Vorsichtsmaßregeln angewendet, an die er nie gedacht.

„Ich bitte, Sir Charles, was soll das Alles heißen?“ fragte Ralph endlich, bebend vor Wuth.

„Euch das deutlich zu machen, habe ich große Lust,“ sprach Sir Charles, und erhob sein Pistol zu gleicher Höhe mit Hackett's Kopf — „habe ich große Lust, Euch in meines Veters Gemach zu schleppen, ihm alle Eure Schurkenstreich- ze zu erzählen, und Euch auf Gnade oder Ungnade ihm zu über- geben. Es wird uns nicht schwer werden, Euch nach England zu schaffen, und ich werde Kate schon ausfindig machen.“

„Was soll ich thun?“ jammerte Hackett.

„Ihr seht wohl ein, guter Freund, daß entweder Andrew

oder Ihr aus dem Wege geschafft werden müßt. Macht's Euch Vergnügen zu hängen, so will ich für meine Ausföhrung mit meinem Vetter schon sorgen. Doch wenn ihr Leben wollt — hoffentlich weiß das Mädchen nichts.“

„Nichts!“ antwortete Hackett mechanisch, indem er ein Glas Rum hinunter goß.

„Also, wenn Ihr Leben und das Jahrgeld behalten wollt, so wißt Ihr, was zu thun ist.“

Der Baronet sprach so kalt und leidenschaftslos, als sei das Geschäft ein ganz harmloses und gewöhnliches. Doch diese Ruhe war nur eine erkünstelte, gemacht, um Hackett's Widerstand leichter zu besiegen. Das Herz des kalten Welt- manns schlug so tumultuarisch, daß seine Hand kaum das Pistol zu halten vermochte.

„Was sein muß, das muß sein!“ sagte Hackett mit Schaudern.

„Und wie denkt Ihr es auszuführen?“ fragte Sir Char- les ruhig.

„Nun,“ sprach Hackett, die Blicke scheu auf den Boden gerichtet, „mein Spiel hier in dem Welttheil ist doch vorbei, so — ich will Ihnen was sagen, Sir Charles — so denf' ich, nehme ich meine Paar Habseligkeiten, und zünde den ganzen Bettel hier an. Die Andern haben Zeit genug, sich zu retten, aber er kann nicht.“

„Gut, Mr. Hackett,“ erwiderte Sir Charles; „ich denke Ihr benachrichtigt mich davon, wenn's an's Feueranlegen geht.“

„Ich will's thun,“ antwortete der Wirth.

„Ich hoffe doch, Ihr werdet eure Sache gut machen? — Ich setze nämlich voraus, es ist Euer erster Versuch als Brand- stifter.“

„Nein!“ schrie Hackett, mit graufiger, erschütternder Stimme, „aber, das geht Sie nichts an, Sir Charles.“

„Durchaus nichts, mein werthester Mr. Hackett,“ erwie- derte lächelnd der Baronet; „doch jetzt führt mich auf ein Zim- mer, wo ich meine müden Glieder ausruhen kann; in der Dämmerung weckt mich.“

Hackett führte seinen Gast die Stufen hinauf in Kate's Kammer; Sir Charles schob den Riegel vor, und der zu neuen Verbrechen gehezte alte Sünder draußen ballte die Faust wüthend gegen die verschlossene Thür, welche seinen Verfolger barg. Ins Gastzimmer zurückgekehrt, meldeten die zwei Män- ner ihm die Rückkehr des Trupps, der unter Simon Girty's Leitung vom Froschloch ausgezogen war.

Ralph Regin trat an die Thür und betrachtete das bunte Gemisch von Indianern und Negaten, die, Simon Girty an ihrer Spitze, Jane und Amy Ross in ihrer Mitte führten. Die armen Mädchen konnten sich kaum aufrecht erhalten, strebten jedoch, dem ruchlosen Haufen gegenüber, welcher sie hierher geführt, sich möglichst muthvoll und kräftig zu zeigen.

„Willkommen, meine Damen,“ sprach Hackett, alias Reg- in, und that, als betrachte er die Mädchen als Reisende.

„Ist mein Wirthshaus auch grad nicht eins der prächtigsten, so ist's doch bequem, und Sie sollen über die Bedienung nicht zu klagen haben.“

Amy trat ins Haus, ohne den Wirth einer Antwort zu würdigen, gefolgt von Jane, die, weniger als ihre Schwester an die Nähe der Wilden gewöhnt, sich eines Schauers nicht erwehren konnte. Beide waren völlig angekleidet, denn noch ehe sie sich zu Bett begaben, hatten 4 im Zimmer versteckte Männer sie ergriffen und durch die kleine Pforte hinaus in den Wald geschleppt.

„Wohin sollen wir gehen?“ fragte Amy endlich, den Wirth mit einem gebietenden Blick messend.

„Kommen Sie nur, Miß, werd' Ihnen ein hübsches, saubres Zimmerehen zeigen,“ erwiderte Ralph Regin mit vielen Bücklingen.

Ralph Regin führte, den Damen vorangehend, sie in ein Zimmer, dem ähnlich, das Andrew Carstone inne hatte. Auf diesem Wege gestellte auch die Negerin Dinah sich zu ihnen, welche der Wirth ihnen als ihre Dienerin vorstellte, für die Zeit, daß sie das Froschloch mit ihrer Gegenwart besetzten.

Das Zimmer der Mädchen war in der That das beste der ganzen Zahl, und lag zwischen dem von Andrew Carstone und dem in jener Nacht von Ragg bewohnten. Die Schwe- stern behielten ihre Fassung bis sie allein waren, dann aber sanken sie einander in die Arme und weinten bitterlich.

„O Amy, wer hat das gethan?“ fragte Jane, in Thönen herzerweichenden Schluchzens.

„Ich weiß nicht,“ rief Amy — „zwar habe ich einen Arg- wohn, aber noch kann ich nichts sagen. Wir müssen ruhig warten, liebe Schwester, und auf Den vertrauen, der allein uns retten kann.“

Von gleichen Empfindungen überwältigt, knieten die jungen Mädchen nieder und beteten laut und inbrünstig.

Unterdessen war Ralph Regin — wir nennen ihn noch bei dem Namen, unter dem er im Hause bekannt — in die Schenkstube zurückgekehrt, um den Anforderungen seiner zahl- reichen Gäste an Speise und Trant zu genügen. Das beschäf- tigte ihn eine Weile und drängte seine Gedanken, die nicht eben sehr freundlicher Natur waren, in den Hintergrund; denn auch der im Verbrechen verhärtete Mensch wird nie ohne einen Schauer an die Ausföhrung eines neuen Verbrechens gehen.

Der Trupp der Gäste vertheilte sich jetzt, im Hause eine Stelle zur nächtlichen Ruhe zu suchen, Einige lagerten sich so- gar draussen hinter dem Holzhaufen, und wo sonst Laune oder Zufall sie hinführte.

Ralph und Martha waren wieder allein. Er sah sie füs- ter an und schien sich zu bestimmen, ob er reden solle oder nicht, endlich aber ergriff er doch das Wort.

„Martha,“ sprach er, „halte Dich fertig, wenn's dunkelt. 's ist möglich, wir verlassen diese Nacht das Haus auf immer.“

„Was sagst Du?“ rief die unglückliche Frau.

„Pack zusammen so wenig als möglich, denn wir haben nur zwei Pferde, und ich habe schon meine Ladung. Hörst Du?“

Mit diesen Worten entfernte er sich von der Niederlän- derin, um einen neuen Aufkömmling zu begrüßen, der in der Person des Squire Barton mit flammendem Gesicht eintrat.

„Alles geht gut,“ sprach Ralph Regin mit eifertiger Be- reitwilligkeit.

„Ich weiß,“ erwiderte Barton rasch — „so weit gut, als sie hier sind. Aber argwöhnen sie etwas?“

„Ich kann nicht sagen,“ entgegnete Ralph; „ich hab' sie nicht gefragt.“

„Ralph, keinen Unsinn,“ rief Barton ungeduldig. „Schließ

die Thür zu und laß uns reden. Ihr versteht mich, ich bin hergekommen, sie zu retten aus Simon Girty's Händen.“

„Ja, so ist mir die Sache auseinandergelegt worden,“ antwortete Ralph. „Aber, Squire Barton, heut' ist das letzte Mal, daß Sie und ich mit einander zu thun haben.“

„Warum, ich bitt' Euch? ...“

„Weil ich vor Mitternacht noch fortziehe vom Froschloch, das abbrennen wird — durch Zufall!“

„Ei,“ rief Barton, ihn forschend betrachtend — „wie das — durch Zufall?“

„Ich hab' nicht nur mit Ihnen allein Geschäfte, Squire Barton; wenn ich Ihnen die Geheimnisse anderer Leute ver- riethe, könnten Sie da sicher sein, daß ich die Ihren auch An- deren erzähle?“

„Darin ist Sinn und Verstand! Habt ihr Kate kürzlich gesehen?“ fragte er, Ralph scharf ansehend.

„Nein, aber Butler hab' ich gesehen, den Colonel, den Sie kennen; der läßt Ihnen sagen: Denk an den 27. Juni!“

„Wieder!“ rief Barton mit dem unverkennbaren Aus- druck des Schreckens. „Wieder dieser Tag?“

„Und Squire, da wir doch einmal im Zuge sind, muß ich Ihnen auch sagen, daß Kate's Vater hier ist, und Jeden todtschlagen will, der sie ihm verweigert.“

„Wirklich?“ sprach der Squire düster — denn er er- innerte sich, wo er Kate verlassen.

„Und Colonel Butler sagte auch, daß Robert Jay Sie fordern würde um diese Zeit — fuhr Ralph fort, der sich an der Pein seines Mitverbrechers ergöhte.

„Es ist keine Zeit zu verlieren,“ rief Barton mit bebender Stimme. „Die Zeit zum Handeln ist gekommen. Ralph — um 8 Uhr Abends werde ich bereit sein.“

„Gut, Squire!“

„Seht darauf, daß meine Leute sich geschickt verkappen,“ bemerkte Barton, „damit Amy sie nicht erkennt.“

Der Wirth nickte bejahend, und sein Gast ging in einen Verschlag hinter den Schenkstisch, wo er seine müden Glieder auf ein Ruhebett streckte und bald in tiefen Schlaf versank.

(Fortsetzung folgt.)

### Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von Taffet mit doppeltem Rock. Der untere Rock ist von blauem, der obere von grau und weiß carrirtem Taffet. An den Seiten desselben blaue Sitara-Schleifen, deren drei lange Enden bis zum Saum des oberen Rockes hinabfallen und mit Fran- zen derselben Farbe besetzt sind. Leibchen von grau und weiß carrir- tem Taffet ohne Schoof, mit Fürtisthöpfen geschlossen und garnirt mit einem Revers von blauem Taffet, mit gleichfarbiger Franze besetzt. Die vorn aufgeschlitzten, edig geschnittene Aermel sind oben fallig, ha- ben einen Jodex (Leberärmel) von blauem Taffet und ringsum einen Besatz desselben Stoffes. Kragen und Unterärmel von Tarlatan; ein Armband von mattem Golde, ein zweites von Haargeflecht und Gold- ringen, creolisches Armband genannt. Reiströhren, mit blauen Fe- dern geschmückt. Sächsische Handschuhe in Naturfarbe. Blauer Sonnenschirm, graue ziegelerne Schuhe mit Absatz und Puffengarnitur.

Figur 2. Robe von weißem Mouffeline mit doppeltem Rock. Der obere Rock hat als Garnitur drei Puffen von Mouffeline, unter- legt mit lila Band. Offene Jagodenärmel, mit gleichem Puff garnirt. Schärpe mit langen Enden von lila Taffet. Mantel von weißen Spitzen. Hut von Krepp, mit weißer Blende besetzt. Bindebänder von lila Taffet, mit Wolken garnirt. Seidene Schuhe.

Figur 3. Robe von braunem, quergebrettem Taffet; der Rock ist mit zwei breiten Volants garnirt, deren einer vom Gürtel, der andere von der Mitte des Rockes ausgeht. Beide Volants haben Sei- tengarnituren von schottischem Taffet in den Farben rosa, grün und gelb. Stattdes vorn zugestöpften Leibchen mit schräg geschnittener Verbe von schottischem Taffet, welche, hinten eine Spitze bildend, vorn übereinander geht. Die Aermel sind oben mit einem Jodex versehen und rings um den Saum mit schottischem Taffet. Verbe, Jodex's, der untere Besatz der Aermel, so wie die lange Schleife des Gürtels sind mit schmalen schwarzen Sammetband und schottischen Franzen garnirt. Kragen von gesticktem Mouffeline; Unterärmel von demselben Stoffe. Hut von bräunler Stroh, ringsum mit schot- tischem Bande eingefast. Im Innern des Schirmes Wolkenrischen und Gürtelbänder von bunten Laufendstidn. Ein Waschel derselben Blumen im Verein mit Aehren und einer Strohschleife schmückt die eine äußere Seite des Hutes. Bindebänder von Züll, mit schottischem Bande eingefast. Sächsische Handschuhe, braune Stiefelchen.

[3043]

### Geschichte eines Sonnenschirmes.

Wir befinden uns in Paris, in einem Salon der Vorstadt St. Honoré, und der ausgefeilteste Geschmack, der franzö- sische Geschmack, tritt bei jedem Schritt uns entgegen.

Etwas vielleicht fehlt — die Luft, dieses köstlichste Lebens- element! Man scheint hier vergessen zu haben, daß man neben dem Essen und Toilettemachen auch atmen müsse. Wie wäre es möglich, hier zu atmen? Diese Tapeten, diese Portieren, diese Teppiche unter den Füßen, auf Füßen und Kaminen — diese Vorhänge und Gardinen überall. Zählen wir nur die Gardinen des einen Fensters, die großen und kleinen von Seide und Mouffeline — es sind deren neun!

Dazu noch die schweren Brüstertingen, die Menge auf- gehäufte Kunstwerke jeder Art — man muß hier buchstäblich — ersticken.

Frägt nur die armen matten Blumen in den prachtvollen Jardinières; ach wie gern würden sie für einen frischen Luft- hauch, für einen Sonnenblick die Cameen und Vergoldungen hingeben, womit ihr Kerker geschmückt ist!

Machtlos, wie die Blumen, ergeben sich die schönen Frauen in ihre glänzende Gefangenschaft, und strecken sich erschlaft auf weichem Divan. Ach, ihnen fehlt die Natur. Gar zu oft wissen sie es selbst nicht, und geben dem, was ihnen fehlt, falsche Namen. Die Blumen freilich haben ihr kurzes Blü- thenleben bald ausgeathmet und werden durch neue ersetzt; sobald sie abgeblüht, giebt man sie dem vertrauten Element wieder. Aber was wird aus dem Menschen, ohne seine ihm gebührende Portion Sauerstoff! — Armes, beklagenswerthes Geschöpf!

In dem schönen Salon der Vorstadt St. Honoré sitzen zwei Frauen, Mutter und Tochter. Die Eine hält ein Buch in der Hand und liest nicht, die Andere eine Säckerei und sticht nicht. Die Augen der noch jugendlichen Mutter, strah- lend von Zärtlichkeit, sind auf die ruhende Stickerin geheftet. Dieser mütterliche Blick spricht: „Wie reizend ist sie!“ und der Blick spricht wahr.

Das junge Mädchen ist 17 Jahr alt; die großen schwarzen Augen sind strahlend und weich zugleich; ihr Haar, bläulich schwarz, wie der Flügel des Raben, krönt mit seiner Fülle das zierliche Köpfchen, ihre Zähne scheinen ein Perlecollier, das seine Stelle verfehlt, und die Anmuth der Gestalt wird erhöht durch den Reiz eleganter Nachlässigkeit.

Emmeline ist die Entfelin einer creolischen Schönheit, und der Blick des Menschenkenner erräth in der lieblichen Hülle leicht ein launenhaftes, eitles Wesen.

An der Portièrè des Salon erscheint ein Diener. „Herein!“ ruft vorlaut Emmeline ihm entgegen, vergessend, daß das „Herein rufen“ ihrer Mutter gebühre.

Der Diener bringt ein köstliches Möbel von Rosenholz, ausgelegt mit Schildpat und Perlmutter. Dieses kostbare Behältniß birgt die Hochzeitgeschenke, welche Emmeline von ihrem Verlobten, Armand Barnes, erhält, einem talentvollen jungen Manne, der, obgleich noch nicht 30 Jahre alt, bereits als ausgezeichnete Ingenieur eine sehr günstige Anstellung erlangt.

Die reichen Kleiderstoffe, 40 Metres zur Robe, die Cashmirs, die Edelsteine, alles ist in dem Schatzkästchen enthalten, selbst die goldgefüllte Börse fehlt nicht, das übliche Taschengeld, welches der Bräutigam der Braut in Frankreich mit den Hochzeitgeschenken zu spenden pflegt.

Emmeline betrachtete die Herrlichkeiten nicht ohne Interesse; dennoch suchte sie etwas, das ihr unter der Menge kostbarer Sachen zu fehlen schien.

In diesem Augenblick erschien der Verlobte, besetzt von dem verzeihlichen Egoismus, sich an der Freude, die er bereitet, ergötzen zu wollen.

Doch seine kleine Braut nahm ihre Sticerei wieder zur Hand und setzte die Nadel fleißig in Bewegung. Armand glaubte auf der schönen Stirn Anzufriedenheit zu lesen — er hatte auf Freude, auf große Freude gehofft. Er wird unruhig, fragt, dringt beharrlich in die Schweigsame.

„Habe ich etwas vergessen, meine Liebe? Sind die Stoffe, die Farben nicht nach Ihrem Geschmack, so können sie umgetauscht werden.“

„Nein, es ist alles sehr hübsch, aber —“

„Nun?“

„Ich muß gestehen, daß ich — einen Sonnenschirm dabei zu finden hoffte.“

Armand athmet auf, und greift erleichterten Herzens nach seinem Hut.

„Wenn es weiter nichts ist, liebe Emmeline — diesem Mangel soll sogleich abgeholfen werden.“

„O, das ist schön!“ rief Emmeline fröhlich, „aber ich muß Ihnen noch sagen, daß ich einen Sonnenschirm von Mençonner Spitzen haben möchte.“

„Sie sollen ihn haben . . . also Mençonner Spitzen,“ wiederholt Armand, um die Benennung nicht zu vergessen.

„Es müssen aber ächte sein, nachgemachte liebe ich nicht, ach — und dann — einen Stiel von Elfenbein muß der Schirm haben, von geschliffnem Elfenbein, à jour geschliffen, das ist ganz reizend!“

Armand, bereits an der Thür, bleibt stehen, und schreibt, seinem Gedächtniß mißtrauend, in seine Schreibtisch: Mençonner Spitzen, Elfenbeinstiel, à jour geschliffen.

Nachdem er diese Vorsichtsmaßregel getroffen, entfernt er sich.

Mit zwei Schritten ist er auf dem Boulevard. Er tritt in den Laden eines großen Schirm- und Stockfabrikanten, zieht seine Brieftasche heraus, liest die Eigenschaften des zu tausenden Sonnenschirmes ab, und fügt noch die Bemerkung hinzu, daß der Schirm sehr elegant, sehr hübsch sein solle.

„Sehr wohl,“ antwortet der Fabrikant, „Sie sollen den Sonnenschirm erhalten.“

„Aber wann? Ich möchte ihn gleich mitnehmen, ich habe Eile.“

„Unmöglich, mein Herr, in weniger als acht Tagen können wir einen Gegenstand von solcher Bedeutung nicht herstellen.“

„Von solcher Bedeutung!“ wiederholt Armand, der, den Drücker der Thür schon in der Hand haltend, durch diese Worte veranlaßt, endlich die Frage stellt: „Was kostet der Sonnenschirm?“

„Dreitausend Francs, mein Herr.“

„Dreitausend Francs!“ rief der Ingenieur. „Um Gottes Willen! Das ist ja ein Schirm für eine Kaiserin!“

„O nein, mein Herr; der Sonnenschirm der Kaiserin kostet sechstausend Francs.“

Armand bedachte sich eine Weile, trat zurück in den Laden, bat den Fabrikanten, mit der Anfertigung des Schirmes noch zu warten, und fügte hinzu: „Ich werde die Dame, welche den Schirm wünscht, erst fragen und dann Ihnen bestimmten Bescheid bringen.“

Jetzt ist Armand wieder auf dem Boulevard; doch nicht mehr mit dem fliegenden Schritt des Glücklichen eilt er dahin;

er geht langsam, dreht seinen Schnurrbart nachdenklich hin und her, sieht nicht mit offenen Augen und rennt in der Zerstreuung hart an einen Jugendfreund, der ihm den Weg vertritt.

„Armand, wie siehst Du aus! Ist das ein Bräutigamsgefißt? Was in aller Welt ist Dir passiert?“

Es war ein Freund, ein Jugendfreund, der diese Frage aufwarf — in diesem Augenblick erschien er dem Betrüben wie ein Bote des Himmels, wie ein Gesandter der Vorsehung.

Armand erzählte ihm die Geschichte des Schirmes.

„Heirathe dieses Mädchen nicht!“ rief mit dem Tone entschiedener Warnung der Bote der Vorsehung; „Du würdest nicht glücklich sein. Der Preis des Sonnenschirms beträgt ja fast so viel als die jährlichen Zinsen von Emmelins Mitgift. — Wenn sie solche Ansprüche macht, wie könntest Du mit Deinen 10,000 Francs Renten sie befriedigen? Da sie schon 3000 Francs bedarf, sich vor einem Sonnenstrahl zu schützen, was wird sie sonst noch brauchen? Bedenke, Armand, ziehe Dich zurück von dem Abgrund des Glens, so lange es noch Zeit ist, und danke — der Sonne, die Dir die Augen geöffnet und Dich diesmal nicht geblendet, sondern von Deiner Verblendung g. heilt hat.“

Der Rath wurde befolgt. Armand nahm sein Wort zurück, Emmeline schickte augenblicklich alle Geschenke wieder, und — so groß ist die Verblendung eines durch Luxus verflachten, der Natur entfremdeten Herzens, daß das junge Mädchen keinen andern Schmerz empfand, als den Verdruss eines getauschten Kindes.

Später vielleicht wird sie bedauern, Armands Liebe durch ihre Eitelkeit verschert zu haben. Trauriger Luxus! Wie viel Anheil und Verwirrung wurzelt unter dem kleinen Schatten eines Sonnenschirms! Wie viele Fäden häuslichen Glückes zerreißen, um eine Dame mit dem Gewebe eines ächten Spitzenluches zu beglücken!

Armand reiste, um die durch den Bruch verursachte schmerzende Wunde seines Herzens vernarben zu lassen, nach Deutschland, und kehrte schon nach einem Vierteljahr getrübet — und verheirathet zurück. Er kehrte zurück, begleitet von zwei schönen blauen Augen, welche zum Himmel Frankreich glücklich und selig ausblickten, ohne sich durch Mençonner Spitzen für 1000 Thaler gegen seinen Glanz waffnen zu wollen.

Anna, die junge Deutsche, welche Armand zur Frau gewählt, war so heiter als sie anspruchlos und glücklich war,



Pariser Moden.

und der junge Gatte fand in ihr den Talisman seines Hauses und seiner Seele.

Eines Tages begegnete dem jungen Paar, Arm in Arm auf dem Boulevard promenirend, Emmeline mit ihrer Mutter. „Fort, Mutter, daß er mich nicht sieht!“ flüsterte Emmeline.

„Ein wunderschönes Mädchen!“ rief Anna, ihren Gatten auf die reizende Erscheinung aufmerksam machend, und ihren Sonnenschirm für 5 Francs zusammenfaltend, um das schöne Mädchen besser zu sehen. . .

Glaubt nicht, meine Leserinnen, das sei eine erdichtete Begebenheit. Es ist eine wahre Geschichte, kein Wort ist daran geändert; es ist eine Geschichte, gestirnt so wahr als sie morgen sein wird, — doch die Geschichte der Leserin wird es nicht sein, wenn sie die Lehre verstanden. [3044]

Beiträge für populäre Medicin u. Gesundheitspflege.

IV. Die Bleichsucht — Chlorose.

Sie beruht auf einer fehlerhaften Blutbeschaffenheit, vermöge welcher die festen Bestandtheile des Blutes, als die Träger der Fülle und Lebenskraft, vermindert, die wäßrigen hingegen vermehrt sind; man nennt diesen Zustand daher auch: Blutleere, Anämie, und die damit behafteten Individuen: blutleer, blutarm, bleichsüchtig.

Die vorzüglichsten Zeichen, welche die Bleichsucht charakterisiren und die in den meisten Fällen sämmtlich vorhanden sind, dürften folgende sein: eine ungewöhnlich blasse Farbe, nicht bloß im Gesichte, sondern auch über die Lippen, die Zunge und das Zahnfleisch sich ausbreitend; welle kraftlose Musculatur, daher auch baldige Ermüdung, die am gewöhnlichsten sich beim Aufsteigen über eine Treppe offenbart, wo sodann auch meist Herzklopfen und strenges Athmen sich einstellt. Bei den meisten Bleichsüchtigen sind ferner Störungen in der Function des Magens vorhanden, wie schlechter Appetit, Widerwille gegen Fleischspeisen, Magenschmerzen, Erbrechen, Magenkrampf u. dgl. „Blasser Farbe, Müdigkeit, Herzklopfen und Magenbeschwerden also sind die hervorstechendsten Symptome.“ Nur möge man aber ja nicht übersehen, daß das eine oder andere dieser Zeichen sich nur wenig bemerkbar machen oder ganz und gar fehlen kann; so kann bei Einem der Magen sich vortrefflich befinden, die übrigen Erscheinungen hingegen sämmtlich vorhanden sein, während bei einem Zweiten alle übrigen Symptome da sind, mit Ausnahme der blassen Farbe, weswegen auch schon unsere guten Vorfahren eine „rothe Bleichsucht“ angenommen haben; wir bemerken dies ausdrücklich deswegen, um einer falschen Logik so mancher Mutter entgegen zu arbeiten, die aus dem Grunde, weil das Töchterchen eine erträgliche Gesichtsfarbe hat, das Vorhandensein der Bleichsucht als etwas Unmögliches betrachtet; und dennoch sind alle übrigen Zeichen da, und die Arme wird dann erst wieder der Gesundheit sich erfreuen, wenn sie vernunftgemäß als blutarm wird behandelt und geheilt worden sein.

Wir wollen sofort in Folgendem uns bestreben, das Vorkommen, so wie die Ursachen dieses Leidens, in Kürze des Näheren zu schildern. Die Bleichsucht ist keine Krankheit des weiblichen Geschlechtes allein, wie unter Laien die Ansicht häufig herrschend ist, sondern beide Geschlechter und jedes Alter können davon unter gewissen Bedingungen befallen werden. Diese Bedingungen dürfen wir von der Art sein, daß sie die festen und unentbehrlichen Bestandtheile des Blutes zu vermindern und eben deswegen ein Vorwalten der wäßrigen hervorzurufen vermögen. Daher sehen wir die Bleichsucht häufig bei ganz kleinen Kindern, ja bei Säuglingen, und hier sind es vorzugsweise die schädlichen Einflüsse der Armuth: schlechte Nahrung, Wohnung und Pflege, oder krankhafte Affectionen des Magens, die wir als Ursachen einer mangelhaften Blutbereitung angeben müssen. Es ist die Bleichsucht ferner nichts Seltenes im vorgerückten Kindesalter — den sogenannten Schuljahren, wo die geistige Beschäftigung, verbunden mit den Nachtheilen einer Schulstubenatmosphäre, das übermäßige Sitzen u. dgl. als Quellen dieses Uebels angesehen werden müssen.

Das zahlreichste Contingent Bleichsüchtiger liefert die Mädchenwelt, zu einer Zeit, wo der Körper im raschen Wachsthum begriffen seiner vollkommenen Entwicklung entgegengeht. Die Blutmenge, die zu diesem Zwecke consumirt wird, findet nicht immer den verhältnißmäßigen Ersatz und wirken noch andere Schädlichkeiten mit, wie ungünstige Lebensverhältnisse, unpassende Nahrungsmittel (zu viel Kaffee u. dgl.), strenge Arbeit, oder auch verkehrte Erziehung, verweichlichte Lebensweise, Romanenlectüre u. s. w., so wird man auf die ersten Anzeichen der Anämie nicht lange warten dürfen; jedoch ist der Proceß der körperlichen Entwicklung allein schon vollkommen genügend, um Bleichsucht zu veranlassen.

Wir geben weiter und bemerken, daß auch bei Frauen die Bleichsucht nichts weniger als eine seltene Erscheinung ist, daß aber gerade bei diesen sie am häufigsten mißkannt und für das Entgegengesetzte, nämlich für Blutüberfüllung, gehalten wird. Denn sie pflegt da mit Erscheinungen aufzutreten, die zu einer derartigen Täuschung geeignet sind, und das Herzklopfen, das sogenannte Aufwallen des Geblütes gegen den Kopf, Schwindel, gute Gesichtsfarbe u. dgl. haben schon manche Frau veranlaßt, auf eigene Autorität eine Ader öffnen zu lassen, und es wäre besser gewesen, sie hätte, wie ein Volksausdruck sagt, frisches Blut gekauft, statt das vorhandene durch Aderlaß geschwächt.

Wenn wir endlich noch einer Anämie oder Blutleere der Fabrikarbeiter, der Gefangenen, so wie der Vergleute erwähnen, so werden unsere verehrten Leserinnen aus dem bereits Angegebenen die Ursachen einer solchen Erscheinung ohne Anstrengung erklärbar finden.

Es bleibt nun noch übrig, den letzten Abschnitt, die Behandlung zu besprechen, wobei wir zwei Abtheilungen machen, deren erste die Diätetik, die zweite dagegen die Arzneistoffe abhandeln soll. Wir erinnern zugleich, daß beide unzertrennlich zusammen gehören und daß der beste Arzt nie im Stande sein wird, ohne vernünftige Diätetik Bleichsucht dauern zu curiren. Das Erste ist hier wieder die Nahrung,

die stärkend, nahrhaft und doch leicht verdaulich sein soll, wo denn Milch, Eier und Fleisch abermals in vorderster Reihe stehen; schwere Mehlspeisen, Leckeren aller Art, geräucherte, stark gesalzene Nahrungsmittel, Kaffee, so wie erquickende geistige Getränke überhaupt, sind streng zu untersagen; zum Getränke diene gute Milch oder Wasser, ohne daß wir gerade gegen leichtes Bier oder gewässerten Wein in kleinen Gaben eingenommen wären. — Zunächst folgt der Aufenthalt in frischer gesunder Luft, vernünftige Hautpflege, Warmhalten der Füße. — Was die Leibesbewegung anbelangt, lesen wir in den meisten medicinischen Handbüchern alle Art von Muskelthätigkeit anempfohlen, als da sind: Häufige Spaziergänge, Bergparthien, Turnen, Reiten, Ballonspiel, ja Holzhacken und vieles andere; die meisten Aerzte folgen eben dem alten Brauche und empfehlen dem gemäß fleißige Bewegung: „das Alles nun ist ein weit und allgemein verbreiteter Irrthum“. Der Entwicklungsproceß, den der Körper eingegangen, verbraucht ohne dies mehr Blut, als naturgemäß erzeugt und zugeführt werden kann; soll nun ein derartiger Körper auf alle erdenkliche Weise noch angestrengt werden, um noch mehr Blut zu consumiren oder soll man ihm die erforderliche Ruhe gönnen, nährende und stärkende Stoffe zuführen, damit er die Uebergangsperiode leichter durchzumachen im Stande sei? Die Erfahrung giebt uns hundertfache Antwort. Wir erinnern uns zweier Mädchen, die als an Chlorose leidend, längere Zeit erfolglos behandelt wurden; zufällig stellte sich heraus, daß denselben weniger Schlaf zu Gebote stand, als naturgemäß erforderlich war; sobald nun diesem Uebelstande abgeholfen wurde, verschwand die Bleichsucht in kurzer Zeit. Wohl aber sind wir mit vernünftiger Körperbewegung einverstanden, wenn einmal die Basis zur Heilung vollkommen gelegt, der Körper sich schon etwas erholt hat; aber auch dann keine gesuchte, forcierte Anstrengung, sondern mäßige, stärkende Bewegung in freier Luft. Wir deuten zu wiederholten Malen auf die Wichtigkeit dieses Abschnittes hin, da dessen Vernachlässigung alle Curversuche vereiteln kann.

Die Nothwendigkeit einer vernünftigen und erfahrungsgemäß geregelten Lebensweise mit Berücksichtigung des bereits Gesagten ergibt sich von selbst, und da wir oben in den verschiedenen Altersperioden die Ursachen der Anämie angegeben haben, so lassen sich die angeführten Schädlichkeiten mit etwas Sorgfalt gewiß beseitigen. Wir gehen nun zu den Arzneistoffen über. Wenn es allerdings Thatsache ist, daß gar viele Fälle von Bleichsucht durch Beseitigung der angegebenen Ursachen, durch naturgemäße Diätetik gründlich geheilt werden können, so wird es wenig erfahrene Aerzte geben, die bei diesem Leiden mit den erwähnten Heilpotenzen allein sich begnügen würden, und zwar weil dieselben allein in gar vielen Fällen nicht zureichend wären, andererseits aber die Heilung durch entsprechende Arzneikörper mit außerordentlicher Raschheit und Sicherheit zu Stande kommt. Das Heilmittel bei Chlorose ist das Eisen. Gufeland sagt über dessen Anwendung: „Nichts in der Natur erweist so schnell und unmittelbar Röthe, Wärme und Lebenskraft des Blutes, als dieses große, nicht genug zu bewundernde, dem thierischen Organismus so nahe verwandte, ja zu seiner Existenz nothwendige Mittel; es vermag bei bleichsüchtigen Mädchen oft in wenig Wochen eine rothe blühende Farbe und neues Leben hervorzu bringen (daher man die Eisentabletten auch „rothe-Adenipillen“ nannte).“ Die Erfahrung bestätigt diesen Ausspruch des alten verdienstvollen Arztes. In den Apotheken steht uns auch eine gar große Anzahl von Eisenpräparaten zur Verfügung; die löslichen Eisensalze, wie citronensaures, milchsäures, schwefelsaures Eisen, werden im Magen leichter aufgenommen, passen indeß für eine längere Cur nicht, da sie bei lange fortgesetztem Gebrauche die Zähne zu schwärzen vermögen; es ist daher die fein pulverisirte Eisenfeile oder das unlösliche kohlensaure Eisen vorzuziehen, die man gewöhnlich zu 3 Messerspitzen des Tages zu verwenden pflegt. Zur Anwendung des Eisens im Hausgebrauche dürften sich folgende Vorschriften eignen: Eine beliebige Form bildet der sogenannte Stahl- oder Eisenwein, den man so bereitet: man nehme 3. B. 4 Loth Eisendraht oder Nägel, Eisenfeile u. s. w., 2 Loth Zimmtinde und 2 Pfund Rheinwein, digerire das Ganze mehrere Tage hindurch, nach welcher Zeit man dieses Mittel eßlöffelweise oder in kleinen Gläsern 2—3 mal des Tages benutzen kann. In andern derartigen Recepten finden wir außerdem noch Pommeranzenschalen oder Kalmus, oder als stärkendes Mittel China oder bittere Stoffe überhaupt, wie Tausendguldenkraut, Fieberklee, Benedictenkraut u. dgl., beigelegt, was indeß Alles nur eine untergeordnete Bedeutung verdient, indem immerhin das Eisen hier seine Hauptaufgabe zu lösen hat, die übrigen Stoffe hingegen nur des Wohlgeschmacks oder der stärkenden Eigenschaften wegen dazu genommen werden.

Gar häufig ist auch der Gebrauch von Eisenquellen als Trankur gegen Bleichsucht, und die Menge des in Flaschen und Krügen versendeten „Stahlwassers“ ist alljährlich eine bedeutende. Ein derartiges Mineralwasser zu Hause künstlich zu bereiten, unterliegt gar keiner Schwierigkeit, und dient hierzu folgende Vorschrift: Man löse 5 Loth Eisenweinstein, wie er in jeder Apotheke zu haben ist, in 1 Pfund Wasser auf und trinke täglich eine kleine Flasche (etwa 1 Pfund) Selterwasser, der man 2 gute Eßlöffel obiger Eisenlösung beifügt. Man erhält auf diese Weise ein Getränk, das weniger unangenehm ist, als manche natürliche Stahlwässer zu sein pflegen, und erreicht gerade so gut den ersehnten Zweck.

Das wäre das Wichtigste, was wir über dieses weit verbreitete Leiden in diesen Blättern niederlegen wollten; und haben wir dadurch die und da eine irrige Ansicht berichtigt oder in anderer Weise Nutzen zu schaffen vermocht, so ist unsere Absicht erreicht. [3045]

Dr. Sp.

Das Lever einer Römerin.

Man hört häufig Klagen über die Eitelkeit des weiblichen Geschlechtes, über den Aufwand an Zeit und Geld, den die Frauen zu Gunsten ihrer Schönheit, oder, mit andern Worten, ihrer Toilette, machen. — Aber wie unbegründet, wie ungerecht klingt diese Beschuldigung, wenn wir die Toiletengeschäfte auch unserer elegantesten Stutzerinnen mit denen einer Dame des alten Roms vergleichen.

Nach dem Erwachen ließ die Römerin sich behutsam von einer Dienerin die dicke Kruste vom Gesichte nehmen, aus einem Teig von Kaff, Bohnen und Reismehl geknetet, die sie am Abend aufgelegt, um die Lippen und Nasen ihres Antlitzes zu erhalten oder frisch erblühen zu lassen. Waren ihre eigenen Zähne schadhast, so stand der Ersatz künstlicher Elfenbeinzähne ihr zu Gebote, welche durch Golddraht festgehalten wurden.

Nun löste eine Sklavin das Haar ihrer Herrin, kräuselte es mit heißen Eisen, theilte es ab und schmückte es mit Band, goldenen, silbernen oder Elfenbeinnadeln von sehr werthvoller Arbeit.

Dieser Sklavin folgte eine andere, „Cineraria“ genannt, die das Haar ihrer Gebieterin mit Asche kistlichen Holzes, mit aromatischem und Goldpulver puderte.

Das Verschneiden der Haare und Nägel, auf welche letzteren sehr große Sorgfalt verwendet wurde, war das Amt einer besondern Sklavin.

Auch Augenwimpern und Augenbrauen erhielten einen fremdartigen Schmuck, sie wurden mit aufgelöstem Bleierz schwarz gefärbt.

Aus den Händen der genannten Künstlerinnen ging der Kopf der Dame in die einer andern Dienerin, der „Cosmeti“ über, deren Beruf es war, durch zartes Weiß und Roth die Wangen zu färben, welche die Jahre oder der häufige Gebrauch der Schminke weiß gemacht.

Die letzte Hand an das Haupt der Römerin legte die „Florista“, indem sie dasselbe mit künstlichen Blumen schmückte, die an Frische und Duft den natürlichen nichts nachgaben, und an Werth sie weit übertrafen, denn Zweige und Blätter waren von gefärbtem Golde.

Und dies ist nur der Kopf. Der übrige Körper ward nicht stiefmütterlicher behandelt; doch schon dieser kurze Abschnitt aus dem Morgen einer römischen Dame wird genügen, einen Begriff von der Zeit zu geben, welche die Römerinnen der Pflege der Schönheit opferten.

Gegen den Toilettenaufwand einer Römerin ist der Luxus unserer Damen patriarchalische Einfachheit.

Scheiden ist des Lebens Loos.

Zittert Deine Hand in meiner? Woher, Traute, dieses Leben? Ist es süß nicht, so zu leben In der Liebe still und rein? Klagen Deine Seele schaut Aus dem Auge mild und groß: Alles — ist auf Sand gebaut; Scheiden ist des Lebens Loos!

Ja, des Himmels reine Bläue Soll nicht ohne Wechsel dauern, Selbst das Sonnenlicht der Treue Wirft sich hinter Wolkenschauern, Nüchtern wandelt sich der Tag, Däster aus der Zukunft Schoos Tönt der Feterglocke nach: Scheiden ist des Lebens Loos!

Wie die schlanken Blumen neigen Ihre Häupter, ach, die schönen, Hörst Du durch das milde Schweigen Stillen Glücks die Mahnung dröhnen; Und das Paradies erscheint Eine Wildniß freudenlos, Wo die letzte Träne weint: Scheiden ist des Lebens Loos!

Für die Ewigkeit umfangen, Will Dein Ich das meine sinnen, Ruh'n ohne zu verlangen Nur in göttlichreinem Nüchtern; Solcher Liebe heißer Hauch, Ist er nicht zu einzig groß: Für die trübe Mahnung auch: Scheiden ist des Lebens Loos!

Scheiden! — Kann geschieden werden Deine Seele von der meinen? Was vereinigt so auf Erden, Muß es sich nicht ewig einen? Traute, nicht der Tod zerreißt, Scheidet nicht, was einzig groß: Deine Seele, meinen Geist; — Scheiden ist des Lebens Loos!

[3032]

J. Neumann.

Amerikanische Gummischuhe.

Im Allgemeinen herrscht der Glaube, die amerikanischen Gummischuhe, in denen wir der Feuchtigkeit des Wetters Trotz bieten, werden dadurch hergestellt, daß man den durch Hitze flüssig gemachten Gummi in Formen gießt, welche die Gestalt des menschlichen Fußes haben.

Dies ist jedoch eine irrthümliche Annahme. Der Gummi wird nicht geschmolzen, sondern vermittelt heißer, schwerer eiserner Walzen so durchfnetet und durcharbeitet, wie der Teig in einer Bäckerei.

Der größte Theil des in den Handel kommenden Gummis, (bekanntlich das Harz eines Baumes) wird im Innern Brasiliens gewonnen, und auf dem Amazonasflusse weiter befördert. Die gebräuchlichsten Formen, in denen er versandt wird, sind die eines Kruges oder einer Tasche, weil die Eingebornen dergleichen Thonformen benutzen, sie so lange in den flüssigen Kaoutchouc tauchen, bis die Vesselung die gewünschte Stärke, und nachdem die Formen zerbrochen und hinweggenommen, die genügend feste Gestalt erlangt.

Dieser Gummi wird zuerst gewaschen, um ihn von allen Unreinigkeiten zu befreien, dann fein geschnitten und mit metallischen Substanzen, namentlich mit Bleiweiß und

Schwefel vermischt, zu einem consistenten Teige geknetet, und wie solcher flach gerollt. Die für die Sohlen bestimmten Gummipfatten werden unter Walzen gebracht, welche ihnen das kleine Carrearmuster aufprägen, das an den Sohlen der Gummischuhe bemerkbar ist. Diese, die Sohlen, werden mit der Hand geschnitten, und zuletzt die einzelnen Theile, aus denen die Schuhe bestehen, zusammengesetzt, was durch die natürliche, anlebende Eigenschaft des Gummi bewirkt wird. Dann werden die Schuhe lackirt, und in einen großen, bis zu 300 Grad erhitzten Ofen gebracht, wo sie 7-8 Stunden bleiben. Dies wird der „vulcanisirende Prozeß“ genannt, vermöge dessen die Schuhe gehärtet werden.

Große Massen von Baumwollstoff, Tuch oder Flanell werden zum Füttern der Schuhe gebraucht, und zwar schon auf den Gummi gebracht, wenn dieser noch in Platten liegt. Kein Theilchen des Materials geht verloren; die Abschnitzel des Gummi werden gesammelt und wieder eingeschmolzen, die Abschnitzel des Tuches mit einer kleinen Quantität Gummi zusammengehackt und durchknetet, und zu einer Art Pappe geformt, aus welcher die innere Sohle gebildet wird.

Der Bedarf der Gummischuhe ist noch stets im Wachsen, ja in einigen Theilen Amerikas bedient man sich einer Art mit Flanell gefütterter Gummischuhe nicht nur als Ueber-  
[3030]



Melonen.

Gute Melonen müssen einen kurzen, dicken Stiel, einen gelblichen Schimmer haben, keinen sehr starken Geruch von sich geben, und dem Druck des Fingers widerstehen. Die sehr gelben, stark riechenden, weichen, sind zu reif, und deshalb beim Ankauf zu vermeiden.

Aufbewahrung der Wallnüsse.

Will man Wallnüsse lange Zeit frisch und wohlschmeckend erhalten, so läßt man ihnen die grüne Schale und bedeckt sie mit Sand, den man mit Salzwasser anfeuchtet.

Frisches Fleisch kann 4 oder 6 Tage lang im heißesten Wetter gut erhalten werden, wenn man Stücke, die nicht über 3 Pfund schwer sind, in Weichflormehl herumwälzt und damit ganz bedeckt. Dieses Mittel empfiehlt der „Maine Farmer.“ (Anderes Mehl wird es auch thun.)

Aufbewahrung der Eier. Wir finden im Philadelphia „Dollar’s-News-Paper“ für den genannten Zweck folgende Mittel angegeben, die einfach genug sind, um versucht zu werden.

1. Nimm eine Kiste von genügender Größe für die Aufnahme der zur Aufbewahrung bestimmten Eier. Bedecke den Boden dieser Kiste mit einer Schicht Salz, ein Zoll hoch, dann thue eine Schicht Eier hinein, sie mit der Hand hinunterdrückend und alle auf die spitzen Enden stellend. Darauf thue eine andere Schicht Salz hinein, so daß die Eier vollständig darin eingeschlossen sind, darauf wieder eine Schicht Eier, dann wieder Salz und so fort, bis die Kiste voll ist. Verschließe die Kiste fest und setze sie in den Keller. Gewöhnliches feines Salz muß hierzu gebraucht werden.

2. Nimm ein Quart Salz und drei Quart Kalk, und füge soviel Wasser hinzu, bis das Ganze, aufgerührt und aufgelöst, die Beschaffenheit des Rahmes (cream) erlangt hat. Dann thue die Eier hinein.

Original-Musik des Bazar.

Triumph - Marsch.

MAESTOSO. *ff*

*mf*

*sf*

*sf*

*Trio. con molto esp.*

*Fine.* CORNET SOLO.

*Da Capo al fine.*



Drei gute Mütter haben schlechte Töchter: Wahrheit gebiert den Haß, Glück den Stolz und Sicherheit die Gefahr.

Große Talente machen den Menschen berühmt, große Verdienste erwerben ihm Ansehen, große Gelehrsamkeit Achtung, doch nur gute Erziehung sichert ihm Liebe und Zuneigung.

Wer Adagio denkt, Andante spricht, Presto handelt, Prestissimo verbessert, Der ist — Virtuoso.

Fern und fremd ist der Mensch immer und überall, wenn er nicht im vollen Besitze seiner selbst ist; doch Dem, der gelernt hat, in sich selbst einzufahren, wird jede Stadt, die er bewohnt, zur Heimath.

Zum Milde sprach ein Freund: Du mußt die Mild' ablegen, Die Dich verarmen macht. Der Milde sprach dagegen: Zur Milde hab ich mich gewöhnt nach Gottes Milde, Und seine Mild' hat mich gewöhnt an meine Milde. Ich fürchte, wenn ich nun ablegen sollte meine Gewohnheit, möchte Gott ablegen mir die seine.

Jeder Augenblick der Mäßigung ist ein Triumph des Verstandes.

Jeder Mensch findet größeren Genuß darin, zu schenken, als darin: zu geben, was er schuldig ist.

Zweierlei Eigenthümlichkeiten der Menschennatur erschweren und verwirren häufig das Leben auf der Welt. — Die Neigung mehr auszugeben als man bestreitet, und mehr zu übernehmen als man leisten kann.

Wenn Du erkennen willst den Ruhm in seiner Blüthe, Vergleich am Himmel ihn mit Sternen erster Größe. Die letzter Größe, sind sie etwa minder groß? Sie scheinen kleiner nur durch ihre Höhe bloß. Drum lächle, rückt man Dich zum letzten Range nieder, Und rückt man Dich empor zum ersten, lächle wieder!

Das Gedächtniß des Weisen ist ein Sieb, welches die Verleumdungen durchgibt und nur Wohlthaten zurückbehält.

Geben ist eine gute Handlung, Borgen ein schlechtes Geschäft.

Selten vergißt man einen Freund, der sein Glück gemacht hat. Der mächtige Arm Fortunas hält ihn über den Wellen des Verthe.

Wer geehrt und geliebt sein will, muß in der Jugend stets daran denken, daß er alt werde, und im Alter, daß er einst jung war.

Für wahre Männer und großdenkende Frauen giebt es keine größere Pflicht, kein schöneres Vorrecht und kein größeres Vergnügen, als ihren Lebensunterhalt zu erwerben, durch eigene Kraft sich zu stützen, und die Begründer des eignen Glücks zu sein.



1.

Ich hab' eine lustige Braut gesehen, Wie es wenige giebt, so stüchtig und leicht. Nicht hört sie auf süßes Liebesreden, Wenn sie unaufhaltsam vorüber flucht.

Nicht die duftende Myrthe krönt ihre Stirne, Ein dichter Schleier umhüllt sie ganz. Wie, sah't Ihr noch nie die verwegne Dirne, Wenn sie tanzt ihren wilden Wirbeltanz?

[3025]

Friederike Wald.

2.

Ein König, geboren auf hohem Gebiete — Er hat gar stolzen, gewaltigen Brauch; Erst ist er so freundlich wie Mild' und Güte, Sein Gang ist so sanft wie Zephyrhauch.

Doch wenn er in wildem Jorn aufschäumt, Dann kommt er mit seinen Vasallen all' — Er zerßert und verwüstet was lieblich keimet, Und kämpft gegen manchen festen Wall.

Gemach nur, Herr König! es wird sich wohl legen Der stolzen Gedanken wildes Gewühl, Je näher und näher Du eilest entgegen Dem endlich auch Dir gesteckten Ziel.

Da siehst Du Dein stolzes Reich sich zerspalten — Du siehst es zerstückelt zu Grunde gehn — So ist es, nach unerforschlichem Walten, Schon manchem Herrscher der Erde geschehn.

[3025]

Friederike Wald.

Logogryph.

Ein Dichter, welchen Deutschland kenneht, Desß Name hohe Geltung hat, Wenn Ihr davon ein Zeichen trennet: Dann wird der Dichter ein Soldat. Friederike Wald.

[3026]

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows for a chess knight puzzle. Columns: lie, ges, sie, kein, Pflich, hend, Sind, ben. Rows: zu, sein, Du, wür, ernd, Mußt, und, Sie; Frei, ben, flücht, ten, ist, Dir, he, men; und, ü, dig, kannst, Du, dau, ben, Schwer; Doch, hen, Sie, be, ü, ren, nom, zu; hen, blei, lich, durch, Du, gan, men, Le; Denn, in, Sie, be, ih, ber, Schaf, ge; hen, Glück, um, bist, das, auf, se, kom.

Erster Rebus.

Gründe liebt

Handwritten signature and notes for the first rebus.

Zweiter Rebus.



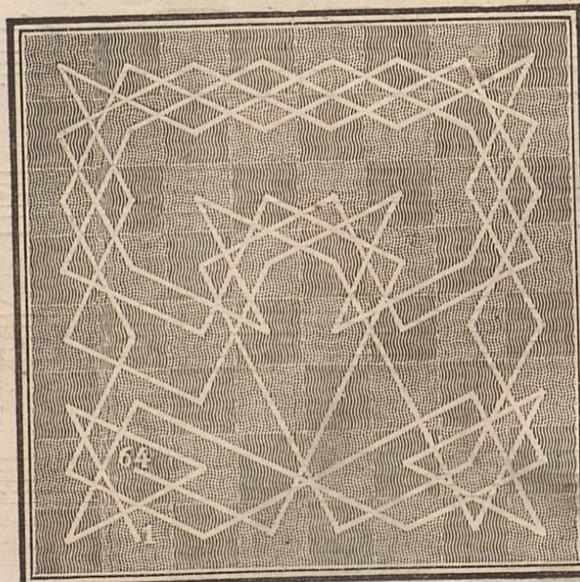
Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 35.

Zwei Worte.

Bis zum sichern Ziel, — dem Tod, Müßen ringen wir und streiten; Doch durch Sturm und Drang und Noth Wird Du stets als Sieger schreiten; Wird von Dir geübt, Was das Leben Großer Menschen Dir gegeben, Was als Kern die Weisheit giebt, Und zwei Worte fassen: — Stein' gefassen!

S. Neumann.

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 35.



Auflösung der Wortspiele in Nr. 35.

- 1. Ei, Tell! — eitel. 2. Cylinder — zieh linder! 3. Islam — is, Lamm!

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 35.

„Wagehals“.

Auflösung der Homonyme in Nr. 35.

„Gefallen“.

Auflösung des Rebus in Nr. 35.

„Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“.



Fr. J. L. in F. Ein Yard (englische Elle) ist ungefähr drei preussische Fuß lang. Fr. Fr. W-r in B. Wir danken Ihnen für Ihre Sendung und werden Einiges davon benutzen. Fr. S. B. in B. Nr. 36 des Bazar enthält ein vollständiges Alphabet, woraus Sie Chiffren nach Belieben zusammensetzen können. Was Ihren anderen Wunsch betrifft, bedauern wir, denselben unersüßbar nennen zu müssen. Fr. v. M. in B. Das Supplement der Nr. 38 des Bazar bringt nebst mehreren andern zur Kindergarderobe gehörigen Schnittmustern einen Taillenschnitt für Mädchen. Der Schnitt des Mantels wird in einer der nächsten Nummern folgen. Fr. Gräfin F-r G-t in O-rf. In den „Pariser Modellen“, Lieferung 16, Modell 37, finden Sie, was Sie wünschen. Der kleine Unterschied an der Schnitte der Taille ist ohne Schwierigkeit nach Belieben abzuändern. Fr. C. W. in B. bei W. Wollen Sie sich die Mühe nehmen, die im Bazar enthaltenen Arbeiten zu prüfen, so finden Sie gewiß Vieles, das für Ihren Zweck sich eignet. In Nr. 36 nennen wir Ihnen nur beispielweise das Dessin zu einem runden Tessel, welches durch die Wahl glänzenden und gediegenen Materials zu einem brillanten Geschenk benutzt werden kann. Fr. J. M. in F. Sie haben ganz richtig vermutet; die einzelnen Kostetten der gehakelten Kränze in Nr. 34 des Bazar müssen zu sammenhängen. Das dieselben im Muster getrennt erscheinen, ist einem Versehen des Zeichners zuzuschreiben, welches sich jedoch zu augenscheinlich als solches zu erkennen giebt, um zu irrthümlichem Verständniß der Arbeit Veranlassung geben zu können. Ueberdies läßt die Beschreibung der Arbeit selbst über deren Zusammenfügung nicht in Ungewißheit. Fr. F. P. L. in D-r-n. Wir danken. Fr. Dr. C. in S-h-g. So sehr wir Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten dankbar sind, bedauern wir doch sehr, davon keinen Gebrauch machen zu können. Fr. A. A. U. in Sp-up. Wir zweifeln, daß es uns möglich sein werde, Ihrem Wunsche bis zu den angegebenen Details zu genügen, dürfen jedoch hoffen, daß das Supplement der Nr. 34, welches sehr elegante Bignetten zu Herrentaschenbüchern enthält, Sie zufriedenstellen wird. Fr. F. R. in Meß. Sch. Der Bazar giebt fortwährend eine so große Auswahl moderner Kränze und Unterarmel der verschiedensten Gattung, daß wir mit Gewißheit annehmen dürfen, er werde auch für Sie, wenn Sie der kleinen Mühe des Suchens sich unterziehen wollen, das Gewünschte enthalten. Sie haben nicht nöthig, weit zurückzugehen; die neuesten Nummern 32, 34, 36 liefern Kränze, Dessins in der von Ihnen bezeichneten Art. Die angegebenen Chiffren werden Sie sich aus den kürzlich empfangenen vollständigen Alphabeten für Weißstücker leicht zusammenstellen können. Diese Alphabete befinden sich in den Nummern 30 und 36. Einer Abonnenten aus W-n. Ja! Fr. A. R. in B. Da es uns jetzt noch nicht möglich ist, die Erfüllung Ihres Wunsches bestimmt zu versprechen, so verweisen wir Sie einzuweilen auf das in Nr. 2 des Jahrganges 1857 befindliche Muster zu dem von Ihnen angedeuteten Zweck. Das Waschen mit Wollseife ist der Haut ohne Zweifel vortheilhaft, doch sollten Sie nicht noch natürlichere Mittel zur Pflege der Haut finden? z. B. frisches Wasser und Seife, deren Gebrauch die Engländerinnen größtentheils ihren schönen Teint verdanken. Fr. L. S. in F. Sie gestatten und gütigt noch einige Zeit, ehe wir uns über Aufnahme oder Nichtaufnahme Ihrer Gedächte entscheiden. Fr. Franz. P. geb. B. in S. Eine Ampel, in böhmischen Perlen über ein Drahtgestell zu arbeiten, wird in einer der nächsten Nummern erscheinen. Fr. H. R. in Ch. Die Antworten auf alle Ihre Fragen, die Brauttoilettet betreffend, finden Sie in der Beschreibung dieser Toilettet Nr. 28 des Bazar, mit Ausnahme zweier, welche wir nicht anders beantworten können, als mit dem Ausspruch: daß sie Geschmacklos sind. Modewaarenhandlungen, durch welche Sie eine vollständige Brauttoilettet im modernsten Geschmack beziehen können, hat Berlin viele. Wir nennen Ihnen als die bedeutendsten: Gerson, Werderischer Markt, und Immerwahr, Friedrichs- und Behrenstraßenecke.

Wir machen unseren Abonnentinnen die Mittheilung, dass heute bereits sämtliche pariser Original-Modelle von Wintermänteln der kommenden Saison (von den Häusern: Gagelin u. Comp. in Paris — Immerwahr in Paris und Berlin — Bektiste in Paris) sich in unsern Händen befinden und Zeichner und Xylographen emsig beschäftigt sind, die Abbildungen derselben anzufertigen. Demnach können wir versprechen, dass wir schon in Verlauf der nächsten 4 — 8 Wochen 16 — 18 Abbildungen der reizendsten pariser Original-Modelle liefern und auch die Schnittmuster dazu theils im Bazar, theils in unserer Zeitung: „Pariser Modelle“ veröffentlichen werden. Berlin, 15. September 1858. Die Redaction des Bazar.